Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 48 Leipzig, den 24. November 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Advent. Gedicht von Karl Hunnius — Von mancherlei Art des Glaubens: 3. Vom Kirchenglauben — Historische Thatsachen und Glaubensthatsachen — Zur Rechtfertigung Göhres: 1; 2 — Moderne Lyrik — Verschiedenes: In Sachen der Pfennigpredigten; Druckfehler; Die Besetzung der theologischen Fakultäten; Der Streit um das Apostolikum und der Evangelisch-soziale Kongreß; Zwei Beispiele des Fanatismus — Anzeigen

Advent

Luk. 1, 28

Die neue Zeit bricht an, der Winter bringt den Lenz: —
Nimm hin aus Engelshand die Blume des Advents.

Der Reine sucht zum Thron sich Seiner Lust und Schmerzen
Auf dieser Erde heut die lilienreinen Herzen.

O Menschheit, tief verwirrt auf dunklem Irrtumspfade,
Verzweifle nicht und nimm das Zeichen Seiner Gnade!

Wenn sich gleich bergehoch die Sünde türmt auf Erden, —
Rein soll dein Herz wie Schnee und Lämmerwolle werden.

Der auf dem Berge saß, umrauscht von Lilienkronen,
Heut will Er in der Brust der geistlich Armen wohnen.

Nur wer die Demut fand, um welche Starke rangen,
Ist würdig, im Advent den Heiland zu empfangen.

Zum Berge deines Ichs, der dich belastet schwer,
Sprich nur ein Wort und wirf ihn in der Liebe Meer.

Des Zweifels Thränenthal, den Abgrund deiner Sünden
Wird dann der Gnade Flut bedecken, überwinden.

Sei selbst erst sonnenhaft, des Himmels reiner Spiegel: —
Die Sonne des Advents prägt dich mit goldnem Siegel.

In dir geboren wird, der deine Macht genommen,
Nah ist Sein Himmelreich auch dir herbei gekommen.

Karl Hunnius

Von mancherlei Art des Glaubens

3. Vom Kirchenglauben

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. 2. Kor. 3, 6.

In seiner Warnungsschrift „an die zu Frankfurt am Main, sich vor Zwinglischer Lehre und Lehrern zu hüten," erzählt Luther von einem Doktor, der zu Prag auf der Brücke aus Mitleiden, als über einen armen Laien, einen Köhler gefragt habe: Lieber Mann, was glaubst du? Der Köhler antwortet: Das die Kirche glaubt. Der Doktor: Was glaubt denn die Kirche? Der Köhler: Das ich glaube. Darnach da der Doktor hat sterben sollen, ist er vom Teufel so hart angefochten im Glauben, daß er nirgend hat können bleiben noch Ruhe haben, bis er sprach: Ich glaube, das der Köhler glaubt. Aber, fährt Luther fort, Gott verleihe uns solchen Glaubens nicht viel. Denn wo diese nicht anders haben denn also geglaubt, so haben sich beide, Doktor und Köhler, in den Abgrund der Hölle hineingeglaubt.

Das ist der übelberufne Köhlerglaube, den man auch einfach als Kirchenglauben bezeichnen kann. Er gleicht in vieler Hinsicht dem Historienglauben und geht nur darin über ihn hinaus, daß er es nicht bloß mit der biblischen Geschichte, sondern mit der Kirchenlehre zu thun hat, durch die die Thatsachen der Geschichte erst ausgelegt, gedeutet und auf feste Glaubenssätze gebracht werden. Die Kirche muß ja am besten wissen, was der Glaube sei und was er nicht sei, was zu seinem Wesen und Inhalt gehöre und was nicht dazu gehöre oder ihm widerspreche. Sie mag befinden, was ihr gutdünkt.

Der römische Ursprung dieser Art des Glaubens liegt offen auf der Hand. Rom hat es sich ja zum Grundsatz gemacht, die Laien am Gängelbande zu halten, und ist niemals ernstlich gewillt gewesen, ihnen eine zureichende Einsicht in die letzten Gründe des Glaubens oder eine fruchtbare Anleitung zu selbständiger christlicher Charakterbildung zu gewähren, und so lange es diese Dinge meidet, muß es sich bei dem Durchschnittschristen mit einem sehr bescheidnen Maß bewußter, auf persönlicher Ueberzeugung beruhender und von wirklicher Erkenntnis durchhauchter Frömmigkeit zufrieden geben. Rom muß den guten Willen des Menschen, seine allgemeine Bereitschaft zu glauben, schon für den Glauben selber nehmen und jeden als Christen gelten lassen, der sich im voraus und auf jeden Fall dem Urteil der Kirche ein- und unterordnet. Innocenz III. hat ausdrücklich gelehrt, wie wir aus Ritschls nachgelassenem Werk: Fides implicita, erfahren, daß ein Laienchrist, der ohne seine Schuld verkehrte und der Kirchenlehre zuwider-laufende Meinungen über die Dreieinigkeit hege, darum noch keine Sünde begangen habe, wofern er nur nicht hartnäckig auf seinem Irrtum besteht, sondern jene Meinung lediglich gefaßt hat, weil er glaubt, daß die Kirche ebenso glaube.

Vom Standpunkt der mittelalterlichen Kirche gesehn liegt in diesem Entgegenkommen etwas menschlich Rührendes und zugleich Pädagogisches, etwas folgerecht den bestehenden christlich-kirchlichen Verhältnissen Angepaßtes und eine Art von Weitherzigkeit innerhalb eng gezogner Schranken. Denn ohne sie wäre wohl kaum ein Christenmensch, von wenigen Gelehrten abgesehn, dem Vorwurf der Ketzerei und ihrer furchtbaren Bestrafung entgangen. Wer konnte sich zutrauen, das Athanasianum mit seinen Lehrbestimmungen über die Dreieinigkeit ohne Lücke zu erlernen und ohne Fehler anzuwenden? Wer konnte einen Ueberblick haben über die Summe der Glaubenssätze, die die Jahrhunderte aufgehäuft hatten? Der Kirchenglaube jener Tage und die notgedrungne Duldsamkeit, die er im Gefolge hatte, machen einen durch und durch patriarchalischen Eindruck und wecken die Erinnerung daran, daß das christliche Leben der mittelalterlichen Menschheit das Leben Unmündiger war.

Da ich aber ein Mann ward, sagt der Apostel, that ich ab, was kindisch war. Seit Luther uns gelehrt hat, daß ein Christenmensch ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan ist, und daß wir, ob auch weltlichen Amtes, doch allzumal geistlichen Standes sind, seitdem wissen wir und sollen es wissen, daß der Gerechte nicht nur seines Glaubens, sondern seines Glaubens lebt. Hier giebts kein Berufen, Stützen, Vertrösten, keine Bürgschaft, die der eine dem andern gewährt,

hier soll und muß gerungen werden, bis jeder hinankomme zu dem Glauben, der ihm persönlich zu eigen gehört, der ihm als persönliche Zuversicht das Leben verklärt, als persönlich gewonnene Ueberzeugung sein Thun und Lassen, Lieben und Leiden, seinen Eingang und Ausgang regiert. Von dieser Forderung kann nichts nachgelassen werden, nicht das Geringste und aus keinerlei Ursach. So gewiß die heilsame Gnade Gottes in Christo persönlich erschienen ist, so gewiß muß sie persönlich angeeignet werden, oder sie verliert ihre Lebenskraft und gleicht dem dumm gewordnen Salze. Von Herz zu Herz, von Seele zu Seele: das ist der einzige Weg des Glaubens. Nur der Geist macht lebendig, der Buchstabe tötet.

Freilich, wenn damit Ernst gemacht wird, wenn der Arbeiter in der Fabrik, der Tagelöhner auf dem Vorwerk zum wirklichen persönlichen Glauben gelangen soll, wenn in unsern Kindern schon Keime dieses Glaubens gepflanzt werden sollen, so werden wir uns sehr vereinfachen müssen, so werden wir sehr vieles abstreifen müssen, was wir bis dahin unter der Flagge des Glaubens auf dem Schiff der Kirche als unentbehrliche Ladung mit uns führten. Denn einen Menschen persönlich für seinen Glauben verantwortlich machen und ihm dann doch die ganze Last der überlieferten Kirchenlehre auferlegen, das heißt nicht lösen, sondern binden, das heißt in den Herzpunkt christlichen Lebens einen tötlichen Widerspruch setzen. An diesem Widerspruch krankt die evangelische Kirche. Das Gefühl dieses Widerspruchs und seiner innern Unhaltbarkeit hat Tausende aus ihren Heiligtümern vertrieben. Dasselbe Gefühl verleitet andre, sich doch wieder dem Kirchenglauben in die Arme zu werfen, zu glauben, was die Kirche glaubt, damit sie wenigstens etwas haben, woran sie sich halten können, wäre es auch kein Flügel, sondern eine Fessel. Dasselbe Gefühl treibt noch andre dazu, auf äußre Rechtgläubigkeit in der Kirche, vor allem auf die Rechtgläubigkeit der Prediger öffentlich Wert zu legen, während sie selbst für ihre Person freigeistige Wege wandeln oder gar das A-B-C des Evangeliums mit Füßen treten, nur damit eine Ordnung sei und das Volk nicht gar den Glauben verliere. Ist das evangelisch? Ist das Lutherisch? Hat nicht die Reformation beides gethan: den persönlichen Glauben an das Evangelium gefordert und dies Evangelium zugleich so dargeboten, daß auch der Aermste es sollte fassen können? Und ist es nicht allerhöchste Zeit, diese Vereinfachung — nicht Verkürzung — zur Richtschnur unsrer Lehre zu machen? Was hilft es, wenn etliche begnadete Leute, gereifte Theologen oder wetterfeste Bibelkenner, sich ein Gedankensystem erobern, das vielleicht einige Aehnlichkeit hat mit den Lehrüberlieferungen ihrer Kirche? Was ist das, so fragen wir, unter so viele?

Gott führe unsre Kirche zur Einfachheit zurück, zur wahren Einfalt evangelischen Glaubenslebens und evangelischer Glaubenslehre. Das Eine, was not thut, festgehalten! Von diesem Einen nichts geopfert! Nicht einen Hauch davon geben wir preis. Nämlich von Christus, von Gottes Gnade, von Buße und Glauben, auch von der Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Aber das Viele, was nur nützlich, nur lehrreich, gedankenschwer, ernstlich zu erwägen ist, das wollen wir uns vorbehalten, wollens der Gabe vorbehalten, die jeder empfangen hat. Was wäre es für ein herrlicher Advent, wenn für unsre teuerwerte evangelische Kirche ein neues Kirchenjahr anbrechen wollte, ein Jahr des Heils im tiefsten Sinne, wo sie ihrer Kinder wieder froh werden könnte und ihre Kinder sich ihr wieder zuwendeten, um in der Gemeinschaft am göttlichen Wort und an den heiligen Sakramenten, um in der Gemeinschaft erlöster Seelen, derer, die schon vollendet sind, und derer, die noch im Glauben wallen, um unter der Zucht einer nicht buchstäblich, sondern geistig und geistlich begründeten Autorität sich zu stärken und zu festigen in dem seligen Stande der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn ob auch der Kirchenglaube vergehen muß, so bleibt doch das Bekenntnis des dritten Artikels bestehen: Ich glaube an eine heilige christliche Kirche.

Sch

Historische Thatsachen und Glaubensthatsachen

1

Sollte es richtig sein, von geschichtlichen Thatsachen da zu reden, wo es sich um Thatsachen des Glaubens handelt? Es geschieht freilich sehr häufig, ja es wird von mancher Seite besondres Gewicht darauf gelegt, daß es sich bei den sogenannten Heilsthatsachen um geschichtlich nachweisbare Ereignisse handle. Besonders in Predigten und in apologetischen Schriften tritt diese Behauptung immer wieder hervor. Da lesen wir z. B. in Osterpredigten: Die Thatsache der Auferstehung Jesu ist so beglaubigt wie irgend etwas in der Weltgeschichte. Man scheut nicht davor zurück, zu behaupten, diese Thatsache könne geschichtlich ebenso gut bewiesen werden, wie irgend ein Datum der Profangeschichte, wobei dann allerdings hinzugesetzt wird, die Annahme dieser geschichtlichen Thatsache sei noch nicht Glaube, diene dem Menschen noch nicht zum Heil. Es müsse hinzukommen, daß man die sittliche Wirkung davon in seinem Herzen verspüre, daß man sich unter ihren lebendigen sittlichen Einfluß stelle. Man kann das Christentum niemandem andemonstriren — das giebt man zu; denn der Glaube ist nicht Verstandessache, sondern Herzenssache. Aber man meint denn doch, „das Fürwahrhalten der geschichtlichen Thatsachen, die uns in den Evangelien berichtet werden, hänge nicht bloß von Verstandesoperationen, sondern von sittlichen Faktoren ab.“ So Uhlhorn, der kürzlich einige früher gehaltene apologetische Vorträge über die modernen Darstellungen des Lebens Jesu wieder herausgegeben und ihnen neue Aufsätze, die dazu in Beziehung stehen, hinzugefügt hat.*) Er nimmt dabei auf Erich Haupts in diesen Blättern zuerst vorgetragne Auseinandersetzungen, die dann als besondre und erweiterte Schrift „Die Bedeutung der heiligen Schrift für den evangelischen Christen“ (Bielefeld und Leipzig, 1891) erschienen, Rücksicht, und zwar derartig, daß er sich dagegen erklärt. Er sagt:

> Es ist in der neusten Zeit viel darüber verhandelt, ob und inwieweit das Fürwahrhalten geschichtlicher Thatsachen, insonderheit der Geschichte Jesu, notwendige Voraussetzung des Glaubens ist. Um recht klar zu machen, daß der Glaube seinem innersten Wesen nach Vertrauen ist, um recht festzustellen, daß er nicht auf irgend welcher menschlichen Autorität beruht, sondern ein Werk Gottes im Menschen ist, hat man geglaubt, das Fürwahrhalten geschichtlicher Thatsachen aus dem Begriff des Glaubens ganz ausscheiden oder doch weit mehr zurücktreten lassen zu müssen, als unsre Väter gethan haben, denen das Fürwahrhalten als die erste Stufe des Glaubens galt. Nun brauche ich nicht erst zu sagen, daß ein bloßes Fürwahrhalten noch kein Heilsglaube ist; aber sehr bestimmt möchte ich gleich betonen, daß andrerseits der Heilsglaube doch immer ein Fürwahrhalten geschichtlicher Thatsachen in sich schließt. Ich kann doch nicht an Jesum als meinen Herrn und Heiland glauben, d. h. mein Vertrauen auf ihn setzen, wenn mir dieser Jesus nicht eine geschichtliche Wirklichkeit ist.

Es ist hier nicht unsre Absicht, Haupt gegen das von Uhlhorn Gesagte zu verteidigen. Uns interessirt dieses nur insofern, als jene von uns bezeichnete Anschauung, die die Glaubensthatsachen des Christentums einfach als geschichtliche Thatsachen betrachtet, hier besonders deutlich zu Tage tritt. Es entsteht dadurch eine merkwürdige Verwirrung. Einerseits sollen die Heilsthatsachen einfach geschichtlich zu beweisen sein, sodaß man meinen müßte, daß der, der nicht aus logischem Widersinn einen geschichtlichen Beweis ablehnt, gezwungen sei, sich von der Wahrheit der Heilsthatsache überzeugen zu lassen. Wenn er das geschichtlich bewiesene Ereignis als solches nicht anerkennt, so müßte man ihm zeigen können, daß er dies nur thut aus logischem Widersinn. Andrerseits soll das bloße Fürwahrhalten solcher geschichtlichen Heilsthatsachen nicht lediglich von Verstandesoperationen abhängen (wovon es doch ohne Zweifel abhängt), sondern von sittlichen Faktoren. Wäre es wirklich richtig, daß Heilsthatsachen als solche wie geschichtliche Thatsachen bewiesen werden könnten, so dürfte man nimmermehr sagen, es bedürfe noch sittlicher Faktoren, um sie als geschichtliche Thatsachen anzuerkennen. So gewiß es zur Anerkennung geschichtlicher Thatsachen nur einfacher und richtiger Verstandesoperationen bedarf, so gewiß würde dies dann auch genügen in Beziehung auf alle Heilsthatsachen.

*) Das Leben Jesu in seinen neueren Darstellungen. Fünf Vorträge. Stuttgart, Gundert. 1892. 2 Mark.

2

Was sind geschichtliche Thatsachen? Was sehen wir als solche an? Die Ereignisse, die sich in der Welt- und Menschheitsgeschichte wahrnehmbar für die vernünftige menschliche Erkenntnis zugetragen haben. Sind sie uns von Zeitgenossen zuversichtlich bezeugt, und erklären sie sich uns aus dem Zusammenhang der vorangehenden und nachfolgenden Ereignisse in überzeugender Weise, so haben wir keinen Grund, an ihrer Thatsächlichkeit zu zweifeln. Was aber sind Heilsthatsachen oder — wie wir lieber sagen würden — Glaubensthatsachen? Handelt es sich dabei nicht um reelle Wirklichkeiten und Thatsachen? Gewiß, es fällt uns nicht ein, im mindesten das zu leugnen. Aber diese Thatsachen erweisen sich nicht ebenso wie einfach geschichtliche Thatsachen der irdisch-natürlichen Wahrnehmung und dem Verständnis der natürlichen Geistesoperationen. Sofern diese Thatsachen eben Heilsthatsachen sind, bedarf es zu ihrer Erkenntnis und Erfahrung derjenigen geistigen Thätigkeit, die sich dem Heilsthun Gottes erschließt; mit einem Worte, es bedarf dazu des Glaubens. Dies ergiebt sich einfach daraus, daß es sich hierbei nicht um ein natürliches Geschehen handelt, sondern um eine Kundgebung, die direkt aus Gottes Willen hervorgeht ohne Vermittlung des Naturlebens. Diese zielt eben auf das Heil der Menschen, auf die Erweckung des ewigen Lebens in in ihren Herzen, das über die Grenzen des irdischen Daseins weit hinausführt. Nun mag dieses Thun und Kundgeben Gottes seinen Anknüpfungspunkt in dieser Welt haben — und es ist dieses der Fall, weil die ewige Welt nach Gottes Willen ihre Einwohnung in dieser Welt finden soll, sodaß diese dadurch verklärt wird —; aber das bleibt doch gewiß, die Erkenntnis der ewigen Welt erschließt sich nicht schon der irdischen Wahrnehmung und dem irdischen Verstand, sondern nur dem Glaubenssinn. Der Glaube ist eben das Organ, mit dem wir Gottes und seines Thuns zu unserm Heile innewerden. Wo kein Glaube vorhanden ist, vermag der Mensch das Heilswirken Gottes nicht zu erkennen. Er mag die äußere Thatsache wahrnehmen, an die Gottes Offenbarung anknüpft, aber er nimmt diese nur wahr, wie jede andre natürliche Thatsache. Die direkte Lebensoffenbarung aus dem persönlichen Liebeswillen Gottes bleibt ihm verborgen.

Wir haben daher ein Recht zu sagen: Die geschichtliche — das heißt die im Rahmen des irdisch-natürlichen Daseins verlaufende — Thatsache giebt sich dem menschlichen Verständnis so kund, daß es sie nach den einfachen Regeln des natürlichen Wahrnehmens und Denkens begreift. Die Heilsthatsache aber als solche wird nur von dem verstanden und begriffen, der da glaubt. Zur Anerkennung jener wird jeder genötigt, der seiner irdischen Sinne mächtig ist. Zur Anerkennung dieser kann nur der gelangen, der den geistlichen Sinn des Glaubens hat. Es würde vergebliches Bemühen sein, einen Menschen, der sich dem Glauben verschließt, zu zwingen, die letztere Anerkennung auszusprechen; denn er erfährt wirklich nichts davon, die Kundgebung des göttlichen Liebeswillens bleibt ihm fern. Wohl verstanden! es ist davon keine Rede, daß es Thatsachen nur auf dem Gebiete des irdischen Lebens gebe, daß alles, was darüber hinausliege, auf Phantasie und subjektiver Einbildung beruhe. Wer auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht, dem liegen solche Gedanken sehr ferne. Der Christ weiß von einer geistigen Welt, die nicht von den Schranken dieser materiellen und natürlichen Welt umgrenzt wird. Diese ist in der That nur ein Gleichnis jener, sie ist das Kleid des ewigen Geistes, der alles durchleuchtet, und in dessen Macht alles Leben steht. Aber das ist gewiß, jene ewige Geisteswelt ist dem irdischen Auge verhüllt, nur im Glauben erkennen wir sie.

Wenn wir geschichtliche Thatsachen und Heilsthatsachen unterscheiden, so meinen wir nicht, daß die letztern nicht reale Wirklichkeit seien. Sie sind es in viel höherm Grade als die erstern. Aber sie können auf irdischem Standpunkte nur erkannt werden mit dem Auge des Glaubens, und wer dieses nicht hat, dem bleiben sie verschlossen. Dagegen werden geschichtliche Thatsachen einfach mit den Mitteln des logischen Denkens zu verstehen und zu beurteilen sein; nicht richtig ist es zu sagen, das Fürwahrhalten solcher geschichtlichen Thatsachen, wie sie in den Evangelien uns berichtet werden, hänge nicht bloß von Verstandesoperationen, sondern auch von sittlichen Faktoren ab. Soweit rein geschichtliche Thatsachen in Betracht kommen, hängt deren Fürwahrhalten lediglich von Verstandesoperationen ab, sittliche Faktoren kommen dabei nicht in Betracht. Man darf dem nicht entgegenhalten, nicht jeder Historiker beurteile jede Geschichtsthatsache in derselben Weise; es zeige sich je nach seiner individuellen Charaktereigentümlichkeit eine verschiedne Beurteilung; demnach sei die sittliche Denkweise des Historikers doch von Bedeutung bei Beurteilung von Geschichtsthatsachen. Wir geben dies zu; allein einmal ist die Anerkennung der objektiven Geschichtsthatsache doch von aller sittlichen Beurteilung unabhängig, dann handelt es sich selbst da, wo die Beurteilung der Thatsache von der sittlichen Weltanschauung des Historikers abhängig ist, doch nur um das Gebiet des Irdischmenschlichen, nicht um ein Gebiet, das auch von der sittlichen Beurteilung des menschlichen Verstandesvermögens nicht erreicht wird. Wir erreichen die ewige Welt des Geisteslebens nicht mit den Mitteln der natürlichen sittlichen Fähigkeiten unsers Geistes, sondern lediglich durch den Glauben. Religiöse Erfahrungen hängen nicht von den natürlichen Geistesfähigkeiten der Menschen ab, wie es ja bekannt ist, daß bedeutende Geistesheroen, denen es auf ihrem Standpunkte auch nicht an sittlicher Energie fehlte, doch die christliche Wahrheit abgelehnt haben.

Die Person Jesu stand mit der Heiligkeit und Schönheit ihres religiös-sittlichen Wandels auch vor den Männern, welche die Führer des jüdischen Volkes in jener Zeit waren. Aber sie erkannten seine göttliche Herrlichkeit nicht. Diese ward nur von seinen Jüngern erkannt; diese erkannten in dem äußerlich unscheinbaren Menschenleben die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14). Jesus hatte eine Heilungsthat vollbracht. Die Thatsache selbst konnten seine Gegner nicht leugnen; aber sie erklärten sie in andrer Weise, als sie wirklich vollbracht war (Matth. 12, 22 ff.). Sie sagten, sie sei durch dämonische Hilfe vollbracht. Weil sie nicht glaubten, sahen sie nur den äußerlichen Erfolg, die That selbst war ihnen verborgen. Der auferstandne Christus hat nur denen den Sieg seines Lebens offenbar gemacht, die ihre Seele dem Glauben nicht verschlossen. Es mochte der Glaube in ihnen schwach geworden sein, es mochte zeitweise der Glaube in Gefahr stehen, zu verschwinden — wie etwa bei Thomas —; aber nur da, wo die Geneigtheit vorhanden war, ihm sein Recht zurückzugeben, konnte die Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Auferstehungslebens Jesu eintreten. Der auferstandne Heiland ist nicht erschienen vor dem Kaiphas und seinen Genossen, nicht vor dem Pilatus und seinem Anhang; er ist nur den Jüngern erschienen, und diese haben durch ihn selbst die Gewißheit empfangen, daß er von Gott durch den Tod hindurchgeführt sei, daß er lebe, und daß ihm die Herrschaft in der Welt zur Herbeiführung des Reiches Gottes gegeben sei.

3

Sollten wir von hier aus nicht imstande sein, uns ein klares und sicheres Verständnis der Wunderfrage — der so viel Streit und Anklage hervorrufenden Wunderfrage — zu verschaffen?

Ein Wunder ist — von diesem meist anerkannten Satze können wir ausgehen — eine Thatsache, die nicht das Resultat der natürlichen Welt- und Geistesentwicklung ist. Die Faktoren, durch die es hervorgerufen wird, liegen nicht innerhalb der Grenzen dieser gegenwärtigen Welt, in der wir leben. Es ist ganz richtig, was Uhlhorn sagt:

Es kommt bei der Wunderfrage allerdings darauf an, welche Vorstellung wir von Gott und der Welt und von dem Verhältnisse Gottes zur Welt haben. Der Atheist, der an keinen Gott glaubt, kann selbstverständlich keine Wunder glauben. Ohne Gott giebt es auch keine Wunder. Der Materialist, der nichts kennt als Stoff, endliche Materie, keinen Geist in der Welt und über der Welt, für den sind natürlich die Wunder abgethan. Ebenso unmöglich ist es, Wunder zu denken auf pantheistischem Standpunkte. Ist Gott und Natur eins, so ist der Begriff eines Wunders in sich selbst ein Widerspruch; denn: Gott thut etwas, was nach den Gesetzen der Natur aus ihren eignen Kräften

nicht geschehen kann, heißt ja auf diesem Standpunkte: Gott thut etwas, was nach seinen Gesetzen nicht geschehen kann. Und wie da, wo man den Unterschied zwischen Gott und Welt ganz aufhebt, das Wunder mit aufgehoben ist, so auch da, wo man Gott und Welt so von einander scheidet, daß Gott in gar keiner Beziehung mehr zur Welt steht, die Weltentwicklung abläuft wie eine Spieluhr, die eine mit festen Stiften in sie eingesetzte Melodie abspielt. (A. a. O. S. 177)

Das Wunder ist eine göttliche That, die in die Menschenwelt hineintritt. Und, setzen wir gleich hinzu — auch dies findet in weitesten christlichen Kreisen Anerkennung —: eine göttliche That, deren Absicht in der Herbeiführung des Himmelreichs liegt. Die Menschheit hat eine Bestimmung, ein Ziel, dem sie in ihrer Entwicklung zustrebt. Dieses Ziel ist das Reich Gottes, d. h. eine Welt, in der die Sünde überwunden und die ein Wiederschein der göttlichen Vollkommenheit ist. Wer da annehmen wollte, daß diese Weltentwicklung nichts andres sei als der beständige Kreislauf der natürlichen Kräfte, dem müßte allerdings jeder Wunderbegriff eine Thorheit sein. Er könnte nicht einsehen, welchen Sinn überhaupt ein Wunder haben könnte. Aber „nur einseitige Gewöhnung an Naturbetrachtung — sagt Lotze, der ebenso sehr Naturforscher wie Philosoph war — kann den Gedanken einer einmal für immer festgestellten Weltordnung, nach deren konstanten Bedingungen nur ein kurz in sich zurückkehrender Kreislauf der Erscheinungen möglich wäre, dem Begriff einer Weltgeschichte vorziehen, in deren einzelnen Augenblicken Gott nicht gleichartig wirkt, sondern Neues, vorher nicht Vorhandnes, dem Bestande der Welt durch ein wahrhaftes Wirken hinzufügt."

Auf christlichem und evangelischem Standpunkte müssen ferner Wunder als zweckvoll gedacht werden. Sie sind keine Mirakel, d. h. außerordentliche Machtthaten aus einer höhern Welt, die ohne bestimmten Zweck und lediglich willkürlich das irdische Leben durchkreuzen. Alles Wunderwirken Gottes kann nur von der Person Jesu Christi aus verstanden werden. Die Offenbarung Gottes in ihm zur Erlösung der Menschheit ist das einige alles umfassende göttliche Wunder in dieser Welt. Alle andern Wunder stehen damit im Zusammenhang, sind Strahlen, die von hier ausgehen. Sie geschahen und geschehen, um die Menschheit der Vollkommenheit des Reichs Gottes entgegenzuführen, sie haben den einen Zweck, das ewige Leben in die Menschheit einzusenken, die Menschenseelen dem Walten des heiligen Gottesgeistes dienstbar zu machen. Steht es aber so, dann ist es selbstverständlich, daß sich die wunderbaren Thaten Gottes in der Menschheitsgeschichte noch beständig geltend machen. Es kann davon keine Rede sein, daß man von Wundern Gottes etwa nur innerhalb eines besondern Zeitraums der Weltgeschichte und innerhalb der Grenzen des einen Volks Israel reden könnte. Es mag sein, daß sie sich da in besondrer Form geltend machten, so gewiß hier der Anfang des Reichs-Gottes-Wirkens liegt. Aber das Wunderwirken Gottes ist seine beständige Thätigkeit, in den Herzen der Menschen das ewige Leben zum Siege zu führen oder das Reich der Gerechtigkeit und Liebe herbeizuführen. Hier handelt es sich um die sittlichen Thaten des göttlichen Lebensgeistes, um die „hohen geistlichen Wunder" der Gnade, die Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung bei den Menschen hervorrufen. In welcher Art und Form diese sich nun auch geltend machen, es sind wohl Thatsachen, die in diese Welt eingehen, aber nicht aus ihrem natürlichen Zusammenhange stammen, daher auch nicht der natürlichen Wahrnehmung und dem natürlichen Verständnis unterliegen. Dies ist um so weniger der Fall, als — worauf Rothe besonders aufmerksam gemacht hat — das Produkt dieses göttlichen Geistesthuns sich innerhalb der irdischen Weltentwicklung und der Menschheitsgeschichte darstellt, also nicht gleichsam die äußere Farbe einer ganz andern Welt annimmt, sondern die Gestalt des Irdischen und Menschlichen. Daraus ergiebt sich immer wieder, daß die Erkenntnis und das Verständnis der göttlichen Wunderthaten nur dem Glauben möglich ist, der sich in das heilige Leben Gottes fügt, während der natürliche Verstand nur das Resultat und die Folge, wie sie sich in der geschichtlichen Entwicklung geltend machen, irdisch-menschlich wahrnimmt.

Auch das ist ja offenbar, daß der Glaube dabei nicht nach

dem „Wie" fragt. Das bleibt ihm auf dem irdischen Standpunkte verborgen. Der Glaube ist keine intellektuelle Verstandesthätigkeit, sondern sittliches Vertrauen und Aufnahme der geistlichen Lebensmacht Gottes. Intellektuelle Verstandesthätigkeit kann der Mensch nur auf dem Boden der natürlichen Welt ausüben, dort versagt sie sofort. Religiöse Thatsachen, Ereignisse und Erfahrungen bleiben darum in ihrer ureignen Natur dem geschichtlichen Verständnis verborgen. Völlig richtig sagt demgemäß Harnack (Dogmengeschichte, Bd. 1, S. 50, Anmerkung):

Der Historiker ist nicht imstande, mit einem Wunder als einem sicher gegebenen geschichtlichen Ereignis zu rechnen; denn er hebt damit die Betrachtungsweise auf, auf der alle geschichtliche Forschung beruht. Jedes einzelne Wunder bleibt geschichtlich völlig zweifelhaft, und die Summation des Zweifelhaften führt niemals zu einer Gewißheit. Ueberzeugt sich der Historiker trotzdem aber, daß (z. B.) Jesus Christus Außerordentliches, im strengen Sinne Wunderbares gethan hat, so schließt er von einem sittlich-religiösen Eindruck, den er von dieser Person gewonnen hat, auf eine übernatürliche Macht derselben. Dieser Schluß gehört selbst dem Gebiet des religiösen Glaubens an.

Die Erfahrung von Wundern kann nur auf dem religiösen Gebiete gemacht werden. Dort aber wird sie notwendiger Weise beständig gemacht, insofern es sich um Aeußerungen der himmlischen Welt handelt, die jenseits der Grenzen des zeitlichen Lebens liegt. Insofern ist Goethes Wort vollkommen richtig: Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Ja die ganze Welt des Glaubens liegt in dem Gebiete des Wunderbaren, sie führt uns zu dem Quell des persönlichen göttlichen Lebens, und indem wir seine geistige Kraft an uns erfahren, empfinden wir es, daß diese nicht aus dem natürlichen Leben stammt, sondern direkt aus Gottes erlösender Liebe, d. h. daß sie ein Wunder ist. Das Christentum ohne Wunder zu denken, ist unmöglich; denn sein ganzes Wesen ist eben Wunder, d. h. Leben aus der ewigen Liebe Gottes, persönliche Mitteilung seiner sittlichen Erlösungskräfte. Sich dabei intellektuell verständlich zu machen, in welcher Weise sich dieses wunderbare Handeln Gottes auf dem Boden des natürlich-irdischen Lebens darstellt, hat im Grunde wenig Wert. Es verlohnt sich nicht der Mühe, darüber zu streiten. Es mag sein, daß die Art desselben in den grundlegenden Zeiten eine andre gewesen ist als später, wo sich der neue Anfang schon wirksam erwiesen hat. Aber das bleibt doch bestehen, hier wie dort kann das wunderbare Handeln Gottes nur vom Standpunkte des Glaubens verstanden werden, ja der Unglaube ist nicht imstande, es zu erkennen. Andrerseits hat für uns in der Gegenwart nur die Art des wunderbaren Handelns Gottes Bedeutung, mit der er uns jetzt entgegentritt, mag jenes früher sich anders dargestellt haben.

4

Von diesem Gesichtspunkte aus möchten wir die beliebte Unterscheidung von „eigentlichen" Wundern und „nicht eigentlichen" Wundern aufs Entschiedenste ablehnen. Wir finden sie noch bei Uhlhorn (a. a. O. S. 157 f.) Er erwähnt zuerst, daß man von Wundern Gottes in der Natur rede, wenn man bewundernd die Saat auf dem Felde betrachte, obwohl man dabei wisse, daß sich hier nur die Faktoren des irdischen Naturlebens auswirken. Der Christ ist freilich überzeugt, daß auch die Naturgesetze, innerhalb deren Grenzen sich das irdische Leben zum großen Teil bewegt, Gottes Gesetze sind, daß er sie bestimmt hat, und daß auch sie dazu dienen, die letzten Ziele seines Liebeswillens zu erreichen. Es ist ganz verkehrt, im vermeintlichen Interesse der christlichen Weltanschauung das Vorhandensein der Naturgesetze in dieser Welt zu leugnen, wie es der ultramontane Dogmatiker Perrone thut, indem er alles, was geschieht im natürlichen und übernatürlichen Leben, als Folge eines jedesmaligen speziellen Willensaktes Gottes bezeichnet. Dann hört der Unterschied von Wunder und Nichtwunder überhaupt auf, weil alles Wunder ist. Aber es ist sicher Täuschung, zu meinen, der Christ habe ein religiöses Interesse daran, das Vorhandensein von Naturgesetzen zu leugnen. Im Gegenteil, da ein sittliches Handeln nur möglich ist in einer Welt, die nach bestimmten Gesetzen sich bewegt, so liegt sein Interesse vielmehr auf der Seite, das Vorhandensein von Naturgesetzen zuzugestehen. Selbstverständlich aber reden wir von Wundern

in der Natur nur in dem Sinne, daß wir die Macht und Größe und Weisheit der göttlichen Wege bewundern. Sonst aber lehnen wir dieses Wort für das Naturleben gerade ab. Denn in dem Naturleben wird uns der erlösende und heiligende Liebeswille Gottes nicht kund. In dem Walten der Naturgesetze macht sich zunächst ein sittlicher Wille nicht geltend.

Uhlhorn unterscheidet nun zweierlei Arten von Wundern. Er redet zuerst von Ereignissen, die zwar nur das Ergebnis natürlicher Ursachen seien, die aber durch ein besondres Zusammentreffen dieser natürlichen Ursachen, das von Gottes Willen herbeigeführt wird, so eintreten, wie sie geschehen, gerade zu der Zeit eintreten, wo sie dem Menschen nach Gottes Willen Hilfe bringen sollen. Das Wunder bestehe hier in der Fügung Gottes, nach der die natürlichen Faktoren in ihrem Zusammentreffen zu einem außerordentlichen Ergebnis führen. Aber das seien nicht Wunder im „eigentlichen Sinne." Diese sollen erst da eintreten, wo etwas geschieht, was nicht geschehen wäre, wenn die Naturgesetze für sich gewaltet hätten, wenn nicht ein besondres Eingreifen Gottes stattgefunden hätte. Es ist nicht einzusehen, welch thatsächlicher Unterschied zwischen diesen beiden Wunderarten bestehen sollte, sodaß nur die letztern „eigentliche" Wunder wären. Nach unsrer Ueberzeugung kann vielmehr jedes Wunder nur im Zusammenhang der göttlichen Weltregierung, der göttlichen Vorsehung verstanden werden. Denn die göttliche Weltregierung zielt eben auf die Herstellung des Reiches Gottes in dieser Welt ab, und nur zu diesem Zwecke zeigt sich das Eingreifen Gottes in die Menschenwelt, wir verwerfen eben deshalb den Begriff der Mirakel. Bei jener Unterscheidung aber wird auf die Art und Weise, wie das göttliche Heilsthun sich auf dem Boden der Naturwelt geltend macht, ein Nachdruck gelegt, der unrichtig ist. Wie wir auseinandergesetzt haben, kann ja dieses Resultat, das auf dem Boden des natürlichen Lebens erscheint, in seiner göttlichen Art doch nur von dem Glauben erkannt werden, während es dem irdischen Verstande natürlich erscheint. Auch ist es dem Menschen in jedem Falle unmöglich, mit seinen intellektuellen Fähigkeiten sich ein Verständnis von der Art und Weise des göttlichen Wirkens zu verschaffen. Wo bleibt dann das Recht, jene beiden Arten von Wundern zu unterscheiden und nur die eine Art als „eigentliches" Wunder zu bezeichnen? Diese Unterscheidung wird bekanntlich gemacht, um einzelne in der Bibel erzählte Wunder vom Standpunkte der naturwissenschaftlichen Erkenntnis „historisch," d. h. mit den Mitteln des natürlichen Verstandes, festzustellen, während von diesem Beginnen doch schon der Gedanke zurückhalten sollte, daß die biblischen Erzähler den Begriff der Naturgesetze gar nicht kannten. Und es ist ja offenbar, daß auf diesem Wege ein wirklicher religiöser Gewinn gar nicht erzielt wird.

5

Wir können das deutlich genug aus dem erkennen, was Uhlhorn als „historischen Beweis" für die Auferstehung Jesu von den Toten anführt. Er geht von einer allerdings festen und unumstößlichen historischen Thatsache aus, nämlich dieser, daß die Jünger und die ältesten Christen mit voller Ueberzeugung glaubten, daß der gestorbne Jesus von den Toten auferstanden sei. Von hier aus will er nun zeigen, daß dieser Glaube nicht anders zu erklären ist als so, daß ihm die „historische Thatsache" der Auferstehung Jesu zu Grunde liegt. Er setzt freilich hinzu, daß, wenn auch jemand auf diesem Wege sich zuletzt genötigt sehe, die Wirklichkeit der Auferstehung einzuräumen, das doch kein Heilsglaube sei, kein Glaube an die Auferstehung als Heilsthatsache. Er meint also, jemanden durch historische Gründe zwingen zu können, die Thatsache der Auferstehung Jesu zuzugeben, ohne daß derselbe die Kraft des Glaubens an sich und in sich erfahren hat. Darnach müßte es also eine christliche Apologetik geben, die zwar den Ungläubigen nicht zur Heilserkenntnis führt — das hängt von geistlichen und innern Erfahrungen ab —, die ihn aber doch nötigt, die Heilsthatsachen Gottes in dieser Welt als äußerliche, dem natürlichen Verständnis einleuchtende Ereignisse und Geschehnisse anzuerkennen.

Uhlhorn führt nun alle Hypothesen vor, die es verständlich machen könnten, wie die Jünger Jesu zu dem Glauben an die Auferstehung ihres Heilandes gekommen sind. Er weist die Hypothese von dem Scheintode Jesu, die subjektive Visionshypothese, auch die von Keim vorgetragne sogenannte objektive Visionshypothese zurück, er zeigt, daß alle diese Positionen deshalb unhaltbar seien, weil sie jenen Glauben der Jünger in Wahrheit nicht erklären. Dann aber bringt er die Beweise vor, die jeden billig Denkenden zur historischen Anerkennung der leiblichen Auferstehung nötigen sollen. Er erhebt die Frage, die „mit ihrer ganzen Wucht" alles Ausweichen verhindert, die Frage: Was ist aus dem Leichnam Jesu geworden? Das Grab war leer. Nur drei Möglichkeiten liegen vor. Entweder haben seine Feinde oder seine Freunde oder ein dritter Unbekannter ihn weggenommen, sodaß die Jünger dadurch zu dem Glauben kamen, er sei auferstanden. Das Erste ist nicht möglich; denn die Feinde hätten es selbstverständlich gesagt und damit dem vermeintlichen Wahn ein Ende bereitet. Die Freunde? dann wären sie Betrüger der frechsten Art. Also ein dritter Unbekannter, der, ohne daß die Jünger es erfuhren, aus irgend welchem unbekannten Grunde den Leichnam Jesu aus dem Grabe entfernt und aus irgend welchem unbekannten Grunde darüber nachher geschwiegen hat. Wer das nun annehmen will, der muß annehmen, daß aus diesem Zufall die größte und heilsamste Wende in der Menschheitsgeschichte hervorgegangen ist. Wer das kann, der mag zusehen, wie er mit einer solchen Weltanschauung auskomme. So muß also jedes vernünftige Denken die Thatsache der Auferstehung als historische Thatsache annehmen, gleichviel ob der Mensch sich dadurch zur christlichen Wahrheit hinführen läßt oder nicht.

Wir möchten wissen, ob wohl irgend ein redlicher, ganz objektiv urteilender Geschichtsforscher auf diesem Wege zur Anerkennung der „historischen Thatsache" der Auferstehung Jesu gelangt ist. Wir bezweifeln es sehr. Und wäre es der Fall, die Anerkennung dieser historischen Thatsache nützte weder ihm selbst für sein Heil, noch denen, die er davon zu überzeugen suchte. Die aber, die im Tode und in der Auferstehung ihres Heilandes ihr Heil gefunden haben, bedürfen der intellektuellen und historischen Beweise für diese Thatsache, in deren geistiger Erfahrung sie stehen, nicht. Welch ein Unterfangen ist es überhaupt, eine Wunderthatsache Gottes, die sich dem Glauben in ihrer Wirksamkeit und Unumstößlichkeit aufs stärkste bezeugt, in das Gebiet des natürlichen Lebens herabzuziehen, hier sie — gleichsam mit den Händen greifen und betasten zu wollen! Man erreicht nichts dadurch, vielmehr wird nur Streit und Zank erregt, der Nachdruck auf intellektuelle Erkenntnis von Dingen gelegt, die überhaupt auf diese Weise nicht erkannt werden können. Man lese einmal solche apologetische Beweisführungen, für die Uhlhorn mustergiltig ist! Hat man nicht den Eindruck, daß hier viel Rhetorik und Scharfsinn auf eine unmögliche Sache verwendet wird? Man bewundert die advokatische Benutzung aller Umstände, die zu benutzen sind; aber man sagt sich beständig: So geht es doch nicht! Man schüttelt das Haupt dabei. Machen wir uns doch einmal klar, was für intellektuelle Vorstellungen und Erklärungen man zu Wege gebracht hat, um das Wunder der Auferstehung Jesu, das doch nur vom Glauben verstanden und erfahren werden kann, sich verstandesmäßig zurechtzulegen.

Obwohl dieses am meisten von sogenannter „gläubiger" Seite geschieht, so ist diese Art doch sehr wenig gläubig, vielmehr recht rationalistisch. Um die verschiednen biblischen Erzählungen von den Erscheinungen des Auferstandnen im Sinne historischer Thatsachen festzuhalten, statuiren die Einen einen vierzigtägigen Zustand, in dem das irdische Leben Jesu (sein Leib) noch nicht völlig verklärt und durchgeistet gewesen sei, in dem seine „allmähliche" Verklärung stattgefunden habe. Als diese dann vollendet gewesen, habe der Heiland von den Seinen Abschied genommen; er habe sich nun als himmlisch Verklärter „sinnenfällig" ihnen nicht mehr darstellen können, weil eben das vollendet geistliche Leben mit irdischen Augen nicht gesehen werden kann. Das sei seine Himmelfahrt gewesen. In solcher Weise soll der rätselhafte Zustand des Auferstandnen uns verständlich gemacht werden, in dem er den Jüngern bei

verschlossenen Thüren erscheint, dann wieder verschwindet, dann sich befühlen und betasten läßt, dann sogar vor den Jüngern irdische Speise zu sich nimmt. Unter den Neueren giebt noch Beyschlag diese Erklärung. Aber man möchte fragen: Was kann man sich bei dieser „vernünftigen“ Erklärung wohl „Vernünftiges“ denken? Das sind Dinge, die dem natürlichen Gebiet des Lebens durchaus widersprechen, die aber deshalb auf diesem Gebiete ganz unfaßbar und undenkbar sind. Und wo in aller Welt giebt die heilige Schrift nur eine Andeutung von einem solchen allmählichen Uebergang des irdischen Leibes in pneumatische Existenzweise? Andern wird es nach ihren „vernünftigen“ Vorstellungen nicht schwer, die Verklärung des Auferstehungsleibes sich in einer solchen irdischen Art zu denken, daß ihm zwar nicht immer, aber doch — je nach Belieben — auch Essen und Trinken Bedürfnis ist. Da wird sich die Vorstellung wohl im allgemeinen an das Verklärungsbild des Künstlers, des Malers oder Bildhauers halten. Dem gegenüber erklären andre: Ein Körper, der sich betasten läßt, also Widerstandskraft hat, kann nicht durch verschlossene Thüren dringen, d. h. jene Widerstandskraft zugleich nicht haben; wie umgekehrt ein Körper, der ungehindert durch Bretter dringt, keine Knochen und keinen Magen haben kann, um Brot und Bratfisch zu verdauen. Einige fügen spöttelnd hinzu: es sei doch eine bedenkliche Sache um einen verklärten Magen. Man muß zugeben, daß, sobald man derartige Dinge auf dem Gebiete des irdischnatürlichen Lebens betrachtet, sie etwas Komisches an sich haben.

Nun kommen noch andre, die bessern Rat geben zu können behaupten. Diese sagen: Nach dem biblischen Zeugnis hatten die Jünger die Vorstellung von dem Auferstandnen, daß sein irdischer Leib bei seiner Auferweckung in einen himmlischen, sein sarkischer Leib in einen pneumatischen verwandelt und verklärt worden sei, in einen Leib, der den irdischen Sinnen nicht wahrnehmbar war. Aber — so fügt man hinzu — er machte sich dadurch wahrnehmbar, „daß er auf Zeit, eben zum Zweck der Erscheinung, irdische Gestalt annahm.“ (So Steude, Die Auferstehung Jesu Christi S. 123.) Diese sichtbare Gestalt konnte ebenso gut der frühern menschlichen Gestalt mit den Spuren der Kreuzigung gleichen, wie eine andre den Jüngern fremde Gestalt sein. So war es möglich, daß Jesus bald an diesem, bald an jenem Ort erschien, und daß er von seinen Jüngern Speise zu sich nahm, um sie davon zu überzeugen, daß er kein Gespenst sei. Auf diese Weise erkläre sich auch das plötzliche Kommen und Verschwinden, wie der Umstand, daß Jesus trotz verschlossenen Thüren plötzlich inmitten seiner Jünger stehen konnte.

Was soll man zu solchen „Erklärungen“ sagen? Man denke, der Auferstehungsleib verwandelt sich beständig „auf Zeit“ wieder in einen irdischen Leib oder in einen halb irdischen und halb himmlischen Leib! Was haben wir von solchen Undenkbarkeiten? Was nutzen sie uns? Was erklären sie? Auf dem Standpunkte des irdisch-natürlichen Lebens gar nichts, sie sind Ungereimtheiten. Der Glaube und die geistliche Erfahrung der Kraft des Auferstandnen aber sind wahrlich nicht davon abhängig, sie bekümmern sich um solche Vorstellungen und Erklärungen nicht. Aehnlich verhält es sich betreffs des Streites über die „leibliche“ oder die „geistliche“ Auferstehung des Herrn. Wir geben zwar zu, daß beide Positionen einen berechtigten religiösen Gedanken ausdrücken; sobald man aber darüber hinausgeht, ist der Streit ohne Bedeutung. Der religiöse Gedanke der „leiblichen“ Auferstehung Jesu kann doch nur der sein, daß das verklärte Leben des Heilandes die Frucht und Vollendung seines irdischen Lebens ist, daß diese individuelle Persönlichkeit, die auf Erden gelebt hat, zur Herrlichkeit des himmlischen Daseins erhoben ist. Sobald dies zugegeben wird, ist dem religiösen Interesse Genüge gethan; denn eine Vorstellung davon, wie weit und in welcher Art an der verklärten Persönlichkeit das irdische Leibesleben zur Geltung kommt, läßt sich nicht im entferntesten machen. Der religiöse Gedanke der „geistlichen“ Auferstehung aber hebt mit Recht hervor, daß die verklärte Persönlichkeit sich unter Lebensbedingungen befindet, die jenseits der Grenze des irdischen Daseins liegen. Damit läßt sich sehr wohl die Ueberzeugung verbinden, daß trotzdem dieses verklärte Leben den bleibenden Inhalt zeitlichen individuellen Daseins in sich trägt. Auf beide Positionen ist ohne Zweifel der entschiedenste Nachdruck zu legen; dagegen können wir die Vorstellung, wie dies irdische Leben in die Herrlichkeit eingeführt ist, in welcher Weise das Irdische verschlungen wird in das Ewige, in ihrer Unbestimmtheit lassen, wenigstens kann die Vorstellung des irdischen Verstandes von keinem Belang für die geistliche Heilserfahrung sein.

6

Wir sind am Ende. Wir sind nicht darauf eingegangen, in welcher Weise im Einzelnen die biblischen Erzählungen von den Erscheinungen des Auferstandnen zu beurteilen sind. Es würde das eine besondre Abhandlung erfordern. Wer dem Obigen genau gefolgt ist, wird darauf die Antwort nicht schwer geben können. Uns kam es nur darauf an, daß der evangelische Heilsglaube an die Auferstehung des Herrn durch die Mittel historischer Kritik oder dogmatischer Spekulation weder gewonnen noch zerstört werden kann. Auch ist er von einer Vorstellung über den Hergang des Auferstehungsereignisses oder von einer Theorie über die Seinsweise des erhöhten Heilands und die Art seiner Wirksamkeit nicht abhängig. Wir sind nicht imstande, durch irgend eine intellektuelle Erklärung die überirdische Thatsache eines göttlichen Wunders uns verständlich zu machen; wir stehen da eben vor einer Thatsache der göttlichen Heilsthätigkeit, die auf die Erziehung und Vollendung der Menschheit und auf die Herstellung des Himmelsreichs gerichtet ist; diese können wir nur im Glauben uns aneignen, wodurch wir ihre religiös-sittliche Kraft innerlich und geistig erfahren. Umsonst aber ist es, durch Verstandesschlüsse auf dem Boden des irdisch-natürlichen Lebens das Wunder uns begreiflich zu machen. Der historische Beweis führt nicht weiter, als bis zu dem Punkte, wo uns außerordentliche Wirkungen in dem sittlichen Leben der Menschen entgegentreten, die nicht aus den natürlichen Ursachen der Welt und ihrer Entwicklung stammen. Bei dem Wunder der Auferstehung Jesu ist dies der Fall betreffs des Glaubens der Jünger an die Auferstehung ihres Heilandes. Solchen historischen Thatsachen aber liegen zu Grunde überhistorische Thatsachen göttlichen Wirkens, göttlichen Heilswirkens, das freilich nur vom Glauben erkannt und verstanden werden kann. Tn

Zur Rechtfertigung Göhres

Der Herausgeber der Christlichen Welt stellte mir anheim, die Bemerkungen, die ich etwa zu der Kritik der Schrift meines Freundes Göhre durch Herrn Konf.-Rat D. Cremer von meinem Standpunkte aus zu machen hätte, niederzuschreiben. Ein dem kirchlichen Leben fernerstehender Laie, fühle ich mich nicht legitimirt, mich in den Streit, soweit er sich auf dem Gebiete der theologischen Theorie abspielt, hineinzubegeben; doch möchte ich mit einigen Bedenken umsoweniger zurückhalten, als der Nächstbetroffene nach meiner Empfindung verhindert ist, sich an der Erörterung zu beteiligen, nachdem seitens des Herrn Kritikers über seine „Reife“ und selbst über das „Maß seiner Sündenerkenntnis“ eine zum mindesten etwas seltsame Enquete unternommen worden ist. Das „Recht,“ nach der letztgedachten Eigenschaft zu fragen, nimmt der Herr Kritiker in Anspruch behufs Feststellung der Qualifikation des Inquisiten zum geistlichen Amt. Gewiß ist es jedem, auch wenn er sonst nicht zur Prüfung dieser Qualifikation berufen ist, unbenommen, eine solche Frage zu stellen, immerhin muß es zweifelhaft erscheinen, ob dafür die Spalten einer Zeitschrift der richtige Ort und das große Publikum die geeignete Adresse sind. Eine öffentliche Kritik solcher Art, eine Renzension nicht der Ansicht, sondern der Person ist auf andern Gebieten der Wissenschaft wohl kaum erhört, und ich zweifle, ob der Theologie mit einem privilegium odiosum in dieser Hinsicht gedient sein würde.

Freilich soll sich die betreffende Erörterung nur auf die theoretische Erkenntnis des Wesens der Sünde beziehen; allein abgesehen von der Schwierigkeit oder vielmehr Unmöglichkeit einer solchen Scheidung gerade auf diesem Gebiet — für

welche die hier besprochene Kritik selbst ein Beispiel bieten dürfte —, wird man erstaunt sein, aus dem Munde eines Kritikers, der seinem Gegner „Scholastik“ vorwerfen zu können glaubt, zu vernehmen, daß er als erstes Erfordernis für die Ermittlung der äußern Verhältnisse und des Zustandes in den Köpfen der Arbeiter die Annahme seines theoretischen Standpunktes in der gedachten Materie aufstellt. Wir Laien, die wir von diesem Standpunkte im allgemeinen wohl kaum Kenntnis haben, würden darnach freilich gänzlich auf einen Versuch, uns über die Stimmungen unsrer arbeitenden Gemeindegenossen gegenüber der Kirche zu unterrichten, verzichten müssen. Die Folgerungen Göhres aus dem vorgelegten Beobachtungsmaterial kann man zum Teil vielleicht als voreilig ablehnen, ohne den Wert des Buches zu bestreiten. Der Herr Kritiker stellt aber — und darum handelt es sich für mich — einen solchen Wert überhaupt in Abrede, zunächst indem er, nach seinem eignen Ausdruck, „kühn“ behauptet, es habe denjenigen Geistlichen, „welche wirklich mit ihrer Gemeinde leben„, „nichts Neues“ gebracht.

Die in der That erstaunliche Kühnheit dieser Behauptung ermißt, wer eine Ahnung von den außerordentlichen Differenzen in der geistigen Eigenart der verschiednen Schichten, Berufs- und örtlichen Gruppen der deutschen Arbeiterschaft hat. Ob man, selbst innerhalb der großen Industrie, mit Arbeitern aus lokal konzentrirten oder aus über das Land zerstreuten, aus technisch hochentwickelten und aufsteigenden oder aus niedergehenden Gewerben, mit organisirten oder unorganisirten Arbeitern, Gewerk- oder Fachvereinlern, mit pommerschen oder mit sächsischen oder mit Arbeitern aus Gegenden mit besonders starker Bodenverteilung zu thun hat: das sind so völlig verschiedne Dinge, daß es unbegreiflich bleibt, wie jemand, der diese Kategorien nicht sämtlich kennt, glauben will, aus der Schilderung der Lebensluft einer lokal begrenzten charakteristischen Gruppe „nichts Neues“ entnehmen zu können. Es kommt freilich darauf an, was man unter „neu“ versteht. Neue Ergebnisse für die theologische „Logik“ fehlen, neue ethische Begriffe sind nicht aufgedeckt; die spießbürgerliche Vorstellung, daß in der Arbeiterklasse finstre und geheimnisvolle Mächte am Werke seien, die es zu „enthüllen“ gelte, findet sich nicht bestätigt; und der Leser bleibt bei Lektüre des Buches unter dem Eindruck, daß er es bei dieser Kategorie von Arbeitern mit Menschen seines eignen Fleisches und Blutes, mit im wesentlichen gleichartigen geistigen und gemütlichen Bedürfnissen zu thun hat, die ihren materiellen und innerlichen Interessen, wie sie ihnen die Organisation der menschlichen Gesellschaft zuweist, ungefähr mit demselben Maße von Verständnis und Thorheit nachgehen, wie er selbst und seinesgleichen: — er findet, daß man, um Menschen dieser Art kennen zu lernen, nicht nötig habe, unter die Arbeiter zu gehen. In diesem Sinne bringt also Göhres Buch in der That „nichts Neues.“ Aber allerdings: wer glauben wollte, daß diese Thatsache selbst allgemein anerkannt sei, daß die Wesensgleichheit der geistigen und gemütlichen Interessen dieser Arbeiter — wohlgemerkt: nicht der Arbeiter überhaupt, aber eben dieser ungemein großen und wichtigen Kategorie des künftigen gewerblichen „Mittelstandes“ — mit einer breiten bürgerlichen Schicht der besitzenden und regierenden Klassen bei der Beurteilung der „Arbeiterfrage“ allgemein zu Grunde gelegt werde: nun, der braucht, um eines Andern belehrt zu werden, nicht in die Details unsrer kirchlichen und Verwaltungspraxis oder beispielsweise der preußischen Schulpolitik hineinzusteigen, es genügt, daß er den Vorstellungskreis, aus dem die Ansichten des Herrn Kritikers über die Stellung des geistlichen Amts zu den geistigen Interessen der Arbeiter erwachsen sind, sich vergegenwärtige. — Wir kommen darauf nachher zurück; zunächst noch einige Worte über den Wert oder Unwert des von Göhre eingeschlagnen Weges.

Wenn der Herr Kritiker sich gegen eine Ueberschätzung dieses Weges und dagegen wendet, daß man ihn für den einzig gangbaren und unentbehrlichen halte, so wird man ihm darin zustimmen können; — m. W. hat übrigens weder Göhre noch sonst jemand, dessen Urteil ins Gewicht fällt, eine solche Behauptung aufgestellt. Für jeden aber, der sich ernstlich mit der Methodik wissenschaftlicher Enqueten beschäftigt, unterliegt es andrerseits schlechterdings keinem Zweifel, daß es zahlreiche und höchst wichtige „Imponderabilien“ der Arbeiterfrage giebt, über die allerdings nur der Weg örtlicher autoptischer Recherche Aufschluß geben kann. An dem Bilde, das die kahlen Zahlen der Statistik im Zusammenhalt mit den Ergebnissen allgemeiner Ermittlungen von noch so vorzüglicher Methode uns bieten, vermissen wir, und zwar regelmäßig, den letzten entscheidenden Zug: den Stimmungsreflex in der Brust der Menschen, und dieser Reflex kann unter absolut gleichen wirtschaftlichen Zuständen ein ganz ungeheuer verschiedener sein. Dieses psychologische Moment giebt keine Zahl und keine noch so sorgfältige didaktische Erörterung greifbar wieder: nur die Epik einer Darstellung, wie sie Göhre bieten konnte, stellt es denen vor Augen, für die sein Buch — verstehe ich ihn recht — geschrieben war.

Das Interesse an dem Buch ist deshalb kein eigentlich fachwissenschaftliches, wohl aber ein praktisch sozialpolitisches: es will und muß unter dem Gesichtspunkt beurteilt werden, ob es die Bevölkerungsklasse der einen, über die es handelt, und die andre, an die es sich richtet, einander näher gebracht hat. Das aber ist unzweifelhaft der Fall gewesen. Wenn der Herr Kritiker es für „schlimm genug“ erachtet, daß viele Kreise, wie er selbst meint, erst durch dieses Buch über zahlreiche äußerliche und innerliche Lebensbedingungen der Arbeiterschaft aufgeklärt worden sind, so werden andre dies nur zu begreiflich finden.

Inwieweit es unter normalen Verhältnissen Geistlichen — für die das Buch übrigens doch nicht allein geschrieben ist — möglich sein wird, die wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Arbeiter ihrer Gemeinde konkret und in ihren Zusammenhängen zu erkennen, bleibe hier dahingestellt. Auch ich habe von dieser Möglichkeit an sich eine hohe Vorstellung, und inwieweit die thatsächliche Kenntnis dem entspricht, darüber werden wir ja bei Gelegenheit der Enquete des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Landarbeiter Erfahrungen machen können, auf die wir mit Grund gespannt sind.*)

Vorläufig tritt uns nur allzuoft die Bemerkung entgegen, über diese oder jene, auch sozialethisch wichtigsten Umstände „wisse der Geistliche nichts,“ „könne und brauche er nichts zu wissen.“ Und vor allem besteht wohl die Gefahr, daß dem Geistlichen nur eine dem Durchschnitt nicht entsprechende Art von Arbeitern wirklich näher bekannt wird, oder noch mehr, daß er das Mäntelchen, das die Leute sich umhängen zu müssen glauben, wenn sie mit dem geistlichen Amt zu thun haben, für ihren Alltagsrock hält. Es schiene mir keineswegs wunderbar, wenn es beispielsweise dem Herrn Kritiker so ergangen wäre. Denn gänzlich irre muß man in der That an seiner Urteilsfähigkeit in dieser Hinsicht werden, wenn man liest, daß er „den eignen Besuch der Volksschule“ (als Schulinspektor? oder als Schüler?) und „die Militärdienstzeit“ allen Ernstes für gleichwertige Gelegenheiten zum Studium der Gedankenwelt der deutschen Arbeiterschaft hält. Es ist nur zu bezeichnend für diese patriarchalische Anschauungsweise, daß sie den Arbeiter zeitlebens im Stadium des geistigen Kindesalters oder auf einer Stufe der Entwicklung, wie er sie mit zwanzig Jahren erreicht hat, wiederfinden zu können wähnt. Der Bekundung einer solchen Auffassung gegenüber wiegt die Andeutung des Herrn Kritikers, die Arbeiter ständen ihm „zu hoch,“ um sie „unter einer Verkleidung zum Gegenstand von Studien zu machen,“ denn doch recht leicht; worin die hier behauptete Herabsetzung der Arbeiter eigentlich zu finden sein soll, ist nicht dargelegt, und solange eine solche Darlegung fehlt, hat man es eben nur mit einer Redewendung zu thun. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die Arbeiter, und nicht nur die Sozialdemokraten unter ihnen, in der Betrachtungsweise des Herrn Kritikers diejenige Achtung vor ihren intellektuellen Bedürfnissen finden würden, die sie von allen andern Klassen, auch von den Inhabern des geistlichen Amtes, in Anspruch nehmen und von ihrem Standpunkt aus beanspruchen müssen.

Es handelt sich da um einen Punkt, auf den in seiner Weise hingewiesen zu haben ein weiteres sehr wesentliches Verdienst des Göhreschen Buches ist.

*) Für diese Enquete werden wir, wenn erst Fragebogen ausgehen, unsre Leser zu erwärmen suchen. D H

Der Herr Kritiker führt aus, die Aufgabe des geistlichen Amtes sei und werde bleiben, die Menschen — die er in erster Linie augenscheinlich als Objekt der Amtsthätigkeit betrachtet — „in den Besitz der Erlösung zu setzen.“ (Ein evangelischer Laie würde seinerseits die Beziehungen seines Seelsorgers zu ihm nicht derart kategorisiren.) Er will nun zugestehen, daß zur Erreichung dieses Erfolgs auch „ein barmherziges Begreifen,“ also eine gewisse Nachsicht mit den Schwierigkeiten gehöre, die — so glaube ich ihn nach dem Zusammenhang verstehen zu dürfen — durch die Entwicklung der verstandesmäßigen Erkenntnis der Naturkausalität auch für breitere Schichten des Volks heraufgeführt worden sind. Etwas ganz wesentlich andres aber, als ein solches nachsichtsvolles Ertragen und Verstehen ihrer geistigen Individualität beansprucht die moderne Arbeiterschaft, — wohlgemerkt: nicht alle Arbeiter jeder Art und aller Orten, wohl aber jene sehr ins Gewicht fallende Kategorie, die Göhre schildern konnte und wollte. Sie verlangen nicht, oder vielmehr sie wollen überhaupt keine Nachsicht und würden sie zurückweisen, sondern sie fordern Anerkennung ihres Rechtes, über diejenigen Dinge und so zu denken, über die und wie die sogenannten „gebildeten Stände“ denken. Nicht nur verstehen und nachsichtig beurteilen, sondern berücksichtigen und als berechtigt anerkennen sollten wir es, daß sich ihr Intellekt von der Gebundenheit an die Tradition emanzipirt hat. Es ist eine Eigentümlichkeit des patriarchalischen Systems im wirtschaftlichen wie im kirchlichen Leben, in Wohlthätigkeitsvereinen wie in der Verwaltung, derartige grundverschiedne Dinge miteinander zu identifiziren.

Grundverschieden aber sind sie in der That. Nicht Almosen und nicht Abhilfe im Wege der Wohlthätigkeit verlangt der Arbeiter für seine wirtschaftliche Notlage, sondern er beansprucht das Recht auf ein größeres Maß des Anteils an den Gütern dieser Erde. Er nimmt die Kranken-, die Unfalls-, die Alters- und Invalidenrente, weil sie ihm als ein Recht zustehen: ein Almosen würde er zurückweisen. So tritt er auch an die Hüter der sittlichen Mächte im Volksleben mit dem Begehren heran, daß sie die Achtung vor seiner intellektuellen Persönlichkeit und vor den sittlichen Kräften, die sich auch in dem Streben nach verstandesmäßiger Erkenntnis auswirken, dadurch bethätigen mögen, daß sie mit diesen Kräften rechnen, nicht durch „nachsichtiges“ Hinnehmen der gegebnen Thatsache, sondern durch positives energisches Anerkenntnis der intellektuellen Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit. Er glaubt verlangen zu dürfen, daß sie in seiner Sprache zu ihm reden. Das ist — scheint mir — etwas wesentlich andres, als das Verlangen nach einem „Modeln der Glaubenswissenschaft,“ wohin es der Herr Kritiker glaubt werfen zu sollen, und eine ganz andre Frage ist es sicherlich auch, ob und wie vom Standpunkt des geistlichen Amtes diesem Verlangen Rechnung getragen werden kann und darf, eine Frage, über die ich mich jedes Urteils enthalte. Die ungeheure Steigerung der Schwierigkeiten des verantwortungsvollen Seelsorgerberufs, die sie in sich birgt, leuchtet auch dem Laien ein; sie sind wohl ähnlich große, wie bei dem Versuch der Linderung der sozialen Not auf dem Boden des Rechtes statt auf dem der Wohlthätigkeit und einer etwaigen verbesserten Armenpflege. Daß aber die Thatsache jenes Anspruchs durch das Göhresche Buch erneut aufgedeckt und zur Erörterung gestellt wurde, ist — ich weiß es — auch in den Kreisen der Geistlichkeit, nicht nur von uns, begrüßt worden.

In der That bildet dieser Punkt den Kern von Göhres „Ergebnissen,“ und es thut deren Wert nicht den mindesten Abbruch, wenn er sie in die Gestalt von bestimmten Forderungen gekleidet hat, deren Prüfung vorbehalten bleiben kann, wenn er dabei ferner — was ich nicht bestreite — in der Formulirung nicht immer vorsichtig gewesen ist, und wenn ihm endlich bei seiner Vorstellung von der Lösbarkeit des Problems unwillkürlich Denkkategorien der Ritschlschen Theologie, die nicht jeder sich aufoktroyiren lassen wird, vorgeschwebt haben. Wie wünschenswert die wiederholte Konstatirung jenes psychologischen Thatbestandes innerhalb der Arbeiterschaft gewesen ist, zeigt nichts deutlicher als die hier besprochene Kritik.

Von meinem Laienstandpunkte aus erschiene es mir als ein

gewaltiger Fortschritt, wenn es gelänge, die überaus verschiednen Ansprüche, mit denen die verschiednen Klassen der Bevölkerung dem geistlichen Amt entgegentreten und entgegentreten müssen, in psychologische Beziehung zu ihrer wirtschaftlichen und sozialen Interessenposition zu setzen. Einen Anfang zu einer solchen Betrachtungsweise bot seinerzeit der vortreffliche Verfasser der „Bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“ auf einem Spezialgebiet, und einen ersten Versuch andrer Art auf anderm Gebiet bietet Göhres Schrift. Berücksichtigt man, daß es hier an einer erprobten Methodik bisher vollkommen fehlt, so wird man gestehen müssen, daß dieser erste Anfang als solcher eine recht respektable Leistung darstellt, und daß es ein äußerst wohlfeiles, aber nichts weniger als fruchtbares Beginnen ist, aus der Tiefe irgend eines Tintenfasses heraus den Pionier zu belehren, daß man in „nur drei Monaten“ nicht alles Wissenswerte zuverlässig erfahren könne, und daß es „doch noch etwas andres“ sei, um sein tägliches Brot dauernd schwere Fabrikarbeit thun zu müssen.

Aus dem gleichen Grunde kann ich in der Möglichkeit, daß andre in ihrer Weise Göhres Schritt nachzuthun versuchen werden, keine so fürchterliche Perspektive erblicken, mag dabei auch manches versehen werden. Am wenigsten ist verständlich, wieso dafür Göhre verantwortlich sein sollte. Es ist ja niemand, der einen an sich gangbaren, aber schwierigen Weg einschlägt, davor sicher, daß nicht auch ein Tölpel ihm zu folgen sucht und auf Abwege gerät. Wer in sozialdemokratischen Versammlungen über Angelegenheiten, die nicht die seinigen sind, das Wort ergreift, wer sich überhaupt unter einer Maske in Fachvereine und sonstige Interessenvertretungen der Arbeiter eindrängt und über fremde Interessen mit verhandelt und beschließt, der freilich wird mit Fug und Recht hinausgeworfen, und wer etwa diesen Weg beschreiten wollte, um in irgendwelchem Klasseninteresse zu spioniren, dem würden wir, denke ich, auch unsrerseits das Handwerk legen. Was das mit Göhres Versuch, in unbefangnen Meinungsaustausch mit den Arbeitern zu treten, zu thun hat, weiß ich nicht, bestreite aber, daß auf Seiten der Arbeiter aus einem solchen Unternehmen Mißtrauen gegen „uns“ erwachsen wird. Solches Mißtrauen habe ich zwar in der Kreuzzeitung und im Reichsboten, die hierarchische und nicht Arbeiterinteressen vertreten, den Arbeitern soufflirt gefunden, nicht aber in den maßgebenden Blättern der Arbeiterpresse, die an einer Ausnutzung dieses Mißtrauens doch ein naheliegendes Parteiinteresse hätte. Es besteht aber eben wesentlich auf Seiten derer, die befürchten, daß die Ergebnisse nicht überall in ihre hierarchische Schablone passen möchten. Wer sich nicht zu der theologischen Position dieser Richtung bekennt, von dessen „Erfahrungen“ wird nur in Anführungszeichen gesprochen, weil er sie nicht als beamteter Geistlicher gemacht hat. Göhre hätte seine Wahrnehmungen „nur ein einziges Jahr“ ausreifen lassen sollen, verlangt der Herr Kritiker — es ist, irre ich nicht, rund ein Jahr bis zum Erscheinen des Buches nach Abschluß seiner Wanderzeit verstrichen: aber was verschlägt das, da er nicht ordinirter Geistlicher war? Den sattsam bekannten Begriff des „Unberufenen“ und deshalb „Unbefugten“ handhabt die hierarchische wie die staatliche Bureaukratie mit gleich bedenklicher Präzision. Von diesem Vorstellungskreise aus wird Göhre darüber belehrt, daß solche Studien außerhalb der „gottgewiesenen Wege des Berufes“ liegen, ohne daß der Herr Kritiker den Anachronismus ahnt, der in dieser Canonisirung von Menschen zu menschlichen Zwecken geschaffener Berufsschranken in einem Augenblick liegt, wo einem stetig zunehmenden Bruchteil des Volkes der Begriff des Berufes in diesem Sinne abhanden kommt und zufolge der wirtschaftlichen Umwälzungen verloren gehen muß. Und wenn unter allerlei höflichen Wendungen dem Leser mindestens indirekt — und schwerlich unbewußt — nahe gelegt wird, Göhres Arbeitszeit unter den Begriff eines „neuen Sports“ zu subsumiren, so ist eine solche Kritik derart jeglichen Gerechtigkeitsbedürfnisses bar, daß ich mich nicht entschließen kann, wegen des vielleicht scharfen Tones mancher vorstehenden Ausführung irgend eine entschuldigende Bemerkung zu machen, wie sie mir sonst der Altersunterschied natürlich erscheinen lassen würde. Daß die Art und Weise seiner Kritik schlechterdings nur erbittern konnte, das zu erkennen reicht die Psychologie des Herrn Kritikers aus. —

er wußte es, und daß er trotzdem geglaubt hat, sie der Öffentlichkeit übergeben zu sollen, ist bedauerlich, da ein objektives Bedürfnis dafür zu erweisen nicht einmal versucht worden ist.

Sie ist bedauerlich auch noch aus einem andern Grunde. Es wird oft übersehen, eine wie eigenartige und in vieler Beziehung prekäre Stellung unsre theologischen Altersgenossen zu uns einnehmen. Die konventionellen Formen der äußeren Achtung, vereinbar mit der cynischsten Mißachtung des geistlichen Amts, werden in den für den offiziellen „Ton" maßgebenden militärischen und amtlichen Kreisen und deshalb in der Regel auch außerhalb dieser ja gewiß innegehalten. Verwandtschaftliche Bande und solche persönlicher Freundschaft führen auch die jüngere Generation der Theologen hin und wieder mit dem einen oder andern von uns zusammen. Allein die Regel ist gerade in der jüngern Generation eine vollkommen verständnisloses Aneinandervorübergehen; es versteht sich im allgemeinen — daß es Ausnahmen, aber eben Ausnahmen, giebt, weiß ich wohl — für uns von selbst, daß unsre theologischen Altersgenossen in einer geistigen Welt leben, zu der für uns jede Brücke fehlt, und zwar ist es dafür gänzlich irrelevant, wie der einzelne sich im übrigen politisch, auch in Fragen der Kirchen- und Schulpolitik, stellt. Es wäre ein ungeheurer Irrtum, wollte man annehmen, daß es im wesentlichen oberflächliche oder irreligiöse Naturen wären, die diesen Standpunkt einnehmen. Mit welchen Empfindungen diese kühle, teils ironische, teils einfach gleichgiltige Behandlung als quantité négligeable von der andern Seite erwiedert zu werden pflegt, läßt sich ungefähr denken; man kann als Regel behaupten, daß es die Regel ist, daß heute junge Theologen mit Angehörigen andrer akademischer Berufe nicht ohne eine stillschweigende Reserve sich zusammenfinden können, und daß ein unbefangenes Zusammenarbeiten an sozialen Aufgaben annähernd unmöglich zu werden drohte.

Nicht jeder vermag sich vorzustellen, wie schwer es ist, hier selbst im kleinsten Kreise der nächsten Bekannten Wandel zu schaffen. Auch hier hat — ich und nicht ich allein kann es aus eigner Erfahrung bezeugen — gerade Göhres Studie den Anfang eines Umschwunges herbeigeführt und eine Brücke zu gegenseitiger Anerkennung geschlagen: — in unsern Augen nicht das letzte ihrer Verdienste. Wenn nun jetzt sich zeigt, daß darauf die Antwort des hierarchischen Bureaukratismus in Gestalt des Hinweises auf den Satz Ne sutor ultra crepidam*) erfolgt, und daß ein Theologe, der in seiner Weise auf unserm Gebiet mit uns zusammenzuarbeiten versucht, es sich bieten lassen muß, daß er öffentlich eine Art von Examensprädikat derart ausgestellt erhält, wie es die hier besprochene Kritik sich herausnimmt, so zeigt sich eben damit auch, daß in diesen Kreisen die Schwierigkeit der Stellung unsrer theologischen Altersgenossen absolut kein Verständnis findet.

Es ist eine der herbsten Mitgiften unsrer Generation, daß für uns an der Eintrittspforte des Lebensweges die Resignation steht, die unsern Vätern erst in einem Alter zugemutet wurde, wo das natürliche Temperament an sich ihrer fähiger zu sein pflegt. Wir sind Epigonen einer großen Zeit, und es ist uns nicht möglich, auf dem Wege der altklugen Reflexion den ungestümen Drang des Idealismus wieder zu erwecken, der Illusionen bedarf, die durch die klarere Erkenntnis der nüchternen Gesetze des sozialen Lebens in uns zerstört sind. Traurig ist es, wenn auf einen vom Geist des Idealismus getragnen Versuch, über uns selbst hinauszugelangen, maßgebende kirchliche Kreise mit nichts Besserem als der Empfehlung der Leisetreterei zu reagiren wissen, trauriger, wenn die Diskretion und Achtung, die auch der ältere Mann dem jüngern schuldet, nur in der Form gewahrt, in der Art der Beurteilung aber verleugnet wird.

Dr. jur. Max Weber

2

Daß mir aus dem Kreise der Nationalökonomen ein Helfer zur Verteidigung Göhres erstand, ist um so erfreulicher für mich, als mir in letzter Stunde Zeit und Kraft fehlt, das alles vorzubringen, was ich zur Sache auf dem Herzen hatte. Ich darf mich auf wenige Bemerkungen beschränken.

Um eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den Ansichten des Herrn Konsistorialrats Cremer über die Predigtaufgabe der Kirche gegenüber der Sozialdemokratie kann es sich hier überhaupt nicht handeln. Herr D. Cremer trägt so vieles vor, was niemand wärmer als wir in der Christlichen Welt je vertreten hat, daß es nicht schwer sein könnte, sich über das andre zu verständigen. Aber was mir die Feder in die Hand zwingt, auch noch nachdem Herr Dr. Weber geredet hat, ist jener erste Artikel „Drei Monate Fabrikarbeiter" in Nr. 45 und die darin enthaltene Verurteilung Göhres. Selten sind mir so lebhafte Aeußerungen der Entrüstung aus dem Kreise unsrer Leser zugekommen wie über diesen Artikel. Ich muß daher zuerst für Herrn D. Cremer eintreten und erklären, daß an seinem redlichen Willen, nicht Göhres Persönlichkeit, sondern seine Worte und Thaten zu richten, kein Zweifel erlaubt ist. Nicht nur geht das ernste Bestreben, diese Scheidung durchzuführen, aus dem Artikel selbst hervor: es wird keine Indiskretion sein, wenn ich mitteile, daß Herr D. Cremer ausdrücklich darauf hin sein Manuskript einer letzten sorgfältigen Durchsicht unterzogen hat. Aber freilich, daß meine intimen Mitteilungen über Göhres Person Herrn D. Cremer nicht zu einem billigeren Urteil über seine Gesinnung und Leistung geholfen haben, ist mir, das bekenne ich, ein großer Schmerz gewesen. Denn Person und Werk gehören doch recht innig zusammen.

1. Gehe ich auf Einzelheiten ein, so vermißt Herr D. Cremer in Göhres Buch jede Rücksicht auf den Faktor der Sünde. Es war aber meines Erachtens nicht Göhres Aufgabe, davon zu reden. Daß die Sünde Ursache und Inhalt des ganzen Menschheitselends auf Erden ist, weiß Göhre. Hätte er uns erzählt, daß die sozialdemokratischen Arbeiterkreise an ihrem Teil das Sündenjoch mittragen, er würde in der That „nichts Neues" gesagt haben. Um das zu erfahren, braucht man nicht drei Monate harten Fabrikdienst zu thun. Auch brauchte er nicht zu fordern, daß die christliche Predigt Predigt von der Sünde sein müsse. Das ist ihm Gott Lob! selbstverständlich. Um die besondern Hemmnisse, die unter der bestimmten Menschenklasse der christlichen Predigt von Sünde und Erlösung entgegenstehen, zu erkunden, ist er nach Chemnitz gegangen, und nur von diesen besondern Hemmnissen und ihrer Abhilfe hat er gesprochen.

2. Was Herr D. Cremer von dem „Scholastiker" Göhre redet, habe ich nicht verstanden, und niemand, mit dem ich mich darüber unterhielt, hat es verstanden. D. h. was Herr D. Cremer da Scholastik nennt, begreifen wir wohl, aber nicht, wie das auf Göhre zutreffen soll. Es soll doch wohl auf die ganze böse „Ritschlsche Schule" zutreffen. Und da ist es ja wahr, daß man in diesem Kreise „das Hauptgewicht auf eine zu verkündigende Lehre legt" (Sp. 1039), was Luther auch that. Aber „die christliche Wahrheit als Vernunftwahrheit darthun" will niemand von uns; vielmehr stehen wir fest auf dem Satz: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann." Und es kommt uns mit Herrn D. Cremer vielmehr auf „das Glauben, das Glaubensverhalten zu Gott und dem Herrn Christus," als auf „die Annahme der doctrina fidei in Form oder auf Grund einer alten oder neuen Weltanschauung" an (Sp. 1040). Hier verstehen wir uns offenbar noch nicht, und so werden wir uns vielleicht in Zukunft besser vertragen, wenn wir uns erst verstehen.

3. Das Schlimmste ist, daß Herr D. Cremer Göhres innerste Motive völlig verkennt. Für Göhre war seine Fabrikzeit das Gegenteil von einem Sport, einem Abenteuer, einer „interessanten Episode" (Sp. 1036). Indem Herr D. Cremer es ausschließt, daß „die dienende Liebe" Göhre zum Fabrikarbeiter gemacht hat (ebenda), greift er ihn härter an, als je ein Fabrikherr oder Sozialdemokrat gethan hat. Diese haben die Gesinnung, die ihn in die Fabrik trieb, immer anerkannt und nur die Ergebnisse seiner Studien verworfen. Ja gerade bei den Sozialdemokraten hat Göhre den Erfolg gehabt, den Herr D. Cremer ihm aus Unkenntnis bestreitet, daß er ihnen

*) Schuster bleib bei deinem Leisten! D H

durch seine That und sein Buch näher gekommen ist. Darum muß ihn jeder Pastor beneiden. Es wird wenige evangelische Theologen geben, die so sehr die Achtung und das Vertrauen der Sozialdemokraten genießen wie Göhre. Das wird in manches Ohren ihm nicht zum Lobe gereichen, aber gerade Herr D. Cremer ist imstande, das als einen „Erfolg" zu würdigen. Ich gönne diese Erfahrung Göhre von Herzen, denn ich weiß, daß nichts andres als christliche Liebe zu den Brüdern, der Wunsch, mit dem Segen des Evangeliums besser an sie heranzukommen, ihn zu seinem wahrlich nicht leichten und leichtsinnigen Entschluß geführt haben.

4. „Um wirklich mitzufühlen (nämlich was das heißt: um des Brotes willen arbeiten müssen) und die Menschen ganz zu verstehen, muß man entweder selbst erfahren haben, wie es thut, wenn man gerade von einem Tage zum andern kommen kann und dankbar ist für jeden Tag, der keine besondre Not bringt, muß man selbst in der Lage sein oder gewesen sein, seine Sorgen um Nahrung und Kleidung im Glauben zu überwinden — weiß Gott, wie schwer das ist! — oder man muß die Liebe haben, die fähig macht, ganz mit andern zu fühlen und zu leiden." Dies Oder hat Göhre erfüllt; wie, wenn er auch das Entweder erfüllt hätte? Vielleicht nicht an sich, aber an seinem Fleisch und Blut? Wie, wenn er durch seine Lebensführung besonders dazu ausgerüstet gewesen wäre, mit jenen, die arbeiten müssen um des täglichen Brotes willen, zu empfinden? Was weiß Herr D. Cremer davon?

5. Endlich ein Allgemeines. Herr D. Cremer kennt die Autorität, die sein Wort mit Recht in weiten Kreisen hat. Ist ihm nie der Gedanke gekommen, wie schwer sich seine Hand auf den Kandidaten, dessen Werk er so ganz verurteilt, auf dessen Person und Lebensgang legen muß? Ist es nicht ein Mißstand, von dem es Zeit wird öffentlich zu reden, daß junge Theologen, je ernster und tiefer sie von den Fragen der Gegenwart bewegt sind, desto schwierigeres Fortkommen haben in der Kirche? Mir steht mehr als ein Beispiel vor der Seele. Eine edle Mittelmäßigkeit, ein schmiegsamer Konservativismus wird in maßgebenden Kreisen vielfach als höchste Tugend geschätzt, durch die ein Kandidat oder ein junger Pfarrer sich bewähren kann. Ich schätze Herrn D. Cremer zu hoch, als daß ich nur entfernt ihm zutraute, dieser Zustand sei nach seinem Herzen. Aber sein Artikel über Göhre ist nur geeignet, ihn zu befestigen und zu sanktioniren.*)

Ich kann nur mit den Worten schließen: Wenn der Idealismus und die Selbsthingabe, die einst Göhre in sein „Abenteuer" getrieben haben, der Geist wäre, der unser junges Theologengeschlecht überhaupt erfüllte, dann stände es wohl um die Zukunft unsrer evangelischen Kirche, dann würde sie eine wahrhaftige Hilfe sein für die innern und äußern Nöte unsers Volks. Ich weiß, es ist Göhre aus der Seele geschrieben, wenn ichs ihm nachsage, daß er kein andres Programm hat für die Aufgabe der Christenheit gegenüber der sozialen Krisis als jenes, das sich Matth. 9, 36 und Matth. 20, 28 geschrieben findet.

R

Moderne Lyrik

Ein wohlgelungenes Lied hatte beim Beginn unsrer klassischen Litteraturperiode fast die Bedeutung eines weltgeschichtlichen Ereignisses; mit Andacht lauschten schöne Seelen jedem neuen Klange. Bei dem heutigen Geschlechte erfreut sich die Lyrik nicht so hoher Gunst. Gedichtet zwar wird viel. Die Kunst ist nach Viktor v. Scheffels bekanntem Worte längst ins Breite gegangen. Aber der Masse des Angebotes entspricht nicht die Nachfrage. Der realistische Sinn des modernen Lesepublikums verweilt nicht lange bei lyrischen Stimmungen; er fühlt sich hingezogen zu dem zwischen Poesie und Prosa hin und her schwankenden Roman. Die Zahl der gereiften Männer und Frauen, die sich in Gedichtsammlungen vertiefen, dürfte sehr gering sein.

*) In diesem Zusammenhang möchte ich Herrn Dr. Weber ausdrücklich danken für das gute Wort, das er am Schluß seines Artikels für die jungen Theologen eingelegt hat.

Verdient die moderne Lyrik solche Nichtachtung? Zwei Anthologien neuerer Zeit suchen das Gegenteil zu beweisen. Ferdinand Avenarius (Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Ehlermann, Dresden; 7,50 Mark) erklärt:

Die weitaus meisten der in mein Buch aufgenommenen lyrischen Offenbarungen werden den Geist vertreten, den wir als „männlich" zu bezeichnen pflegen. Es findet sich hoffentlich darin keine jener weichlich schmachtenden Reimereien, die ihr Gedeihen in den Blumenlesen wohl weniger dem Urteil der Urteilsfähigen, als der Rücksicht aufs Anthologien konsumirende Geschlecht der Backfische verdanken.

Ebenso ist Maximilian Bern (Deutsche Lyrik seit Goethes Tode. Phil. Reklam jun. ungeb. 1 Mark) überzeugt, daß der modernen Lyrik ein vollberechtigter Anspruch auf Beachtung denkender Männer und Frauen zusteht. Er sagt in der Vorrede:

Zwischen der Zeit, in der Ludwig Tieck ausrief: „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern", und den Jahren, in welchen Hieronymus Lorm selbst seinen Liebesliedern die tiefsten Gedanken zu Grunde gelegt hat, ist manches eigenartige Talent erstanden, auf das die unsterblichen Heroen der klassischen Litteratur keineswegs mit Stolz herabzusehen irgend welche Ursache hätten.

Wie die Zeit, in der wir leben, hat sich auch die Poesie immer ernster gestaltet. Sie ist männlicher, gedankenvoller geworden, indem sie innigere Fühlung mit dem wirklichen Leben gewonnen hat. Der Leser wird sich überzeugen, daß die moderne Wissenschaft und Philosophie, daß alle Errungenschaften der letzten Jahre auch an der Poesie nicht spurlos vorübergegangen sind. Manchem schönen Gedichte merkt man es an, daß es zu einer Zeit entstanden ist, in welcher der Dichter am Waldrande außer dem uralten Geflüster der Bäume auch das geheimnisvolle Klingen windbewegter Telegraphendrähte vernimmt und in der an Gärten, die „überm Gestein verwildern," und an Brunnen, die „verschlafen rauschen", nicht mehr der Hornschall des Postillons, sondern wie ein Weckruf das hastige Dampfroß vorüberzieht.

Wer einen prüfenden Blick in die beiden genannten Sammlungen wirft, wird diese Behauptung bestätigt finden. Ein interessantes Zeitbild wird vor uns entrollt. Die Erscheinungen und Fragen der Gegenwart kommen zu ihrem Recht. Viele Gedichte tragen deutlich den Stempel des modernen Lebens. Es ist ihnen anzuhören, daß sie einem Geiste entstammen, der realitätendurstig einem weltentfremdeten Traumleben abhold ist.

Die Telegraphendrähte haben als „die Aeolsharfen dieser Welt" ihren Sänger gefunden:

Ihr dunklen Drähte, hingezogen
So weit mein Aug zur Ferne schweift,
Wie tönt ihr, wenn der Lüfte Wogen
In euch so wie in Saiten greift!

Als zitterten in euch die Schmerzen,
Als zitterte in euch die Lust,
Die ihr aus Millionen Herzen
Verkündend tragt von Brust zu Brust.

Der dahinbrausende Eisenbahnzug ist der Dichterphantasie zum Sinnbild der unaufhaltsam vorwärtsstürmenden Menschheit geworden:

Der Schlange gleich wälzt endlos sich der Zug
Durch des Gebirges wildgezackte Schluchten,
Wo der Maschine schrilles Pfeifen schlug,
Das Echo weckend, an die Felsenbuchten.

Das Wild schrickt auf vom donnerlauten Schall,
Der wie die wilde Jagd vorüberspukte —
Der Zug verschwindet in der Bahnschlucht Fall,
Verhallt im Säulengang der Viadukte.

Das ist die Poesie der neuen Zeit,
Romantik unsrer heiß bewegten Tage.
Was gilt die Liebe noch? Was gilt das Leid?
„Wie komm ich vorwärts?" ist der Menschheit Frage!

Arthur Fitger weiß mit klaren scharfen Strichen ein charakteristisches Straßenbild zu malen:

Jüngst zwei Weiber erblickt ich, die Hefe des Pöbels, ein altes
Graues Megärengesicht, eines noch jugendlich frech.
Knochen und Lumpen zu sammeln durchzog mit der Hundekarrete,
Jeglichen Rinnstein scharf prüfend, die Gassen das Paar.

Und nun standen sie still; die Alte verzierte, drapirte
Mit einem lappigen Rest Spitzengarnirung die Dirn.
Eifrig fingert die knochige Hand, die Falten zu glätten,
Doch der Geputzten erschwoll freudigen Stolzes die Brust.

Wahrlich! Noch nie sah ich solch offnes, naives Behagen,
Wenn man mit Schätzen sich schmückt, die aus dem Schmutz man gescharrt.

Carmen Sylva schildert treffend die fragwürdige Konversation der Salons:

Wer war die Schönste auf dem Balle?
Wes schöne Frau kam jüngst zu Falle?
Das beste Pferd in welchem Stalle?
Das meiste Geld in welcher Kralle? —

Die vorher schliefen, horchen alle.

Auch der sozialen Frage fehlts an mehrfachem Echo nicht.

Doch nicht die zum Teil vortrefflichen Einzelbilder sind das Beachtenswerteste, weit mehr Aufmerksamkeit verdient das geistige Gesamtbild der modernen Lyrik. Welche Physiognomie zeigt sie einer sittlich-religiösen Betrachtungsweise? Ein einheitliches Gepräge trägt sie nicht. Vergebens sucht man nach einer in sich geschlossenen Weltanschauung. Der geistigen Zerrissenheit des Zeitalters gemäß drängen sich die allerverschiedensten Gedanken und Stimmungen hervor. In der Sammlung von Bern stehen innig fromme Lieder neben Dichtungen, die jedes christliche Gefühl tief verletzen. Gerok und Julius Sturm haben die ihnen gebührende Stelle erhalten; aber wie seltsam klingen ihre weihevollen Harfentöne zu dem Fanfarengeschmetter atheistischer und pessimistischer Weisheitspropheten! Aus den Proben, die Avenarius wie Bern bieten, läßt sich ein ganzer Katechismus der modernen Weltanschauung zusammenstellen. Und das ist um so bemerkenswerter, als beide Sammler in dem Bestreben, keine tendenziösen Machwerke, sondern ästhetisch mustergiltige Blütenlesen zu liefern, die brutalen Erzeugnisse der „Jüngsten“ kaum beachtet haben. Um die negative Stellung vieler Gebildeten gegenüber dem christlichen Glauben klar zu kennzeichnen, ist es nicht nötig gewesen, einige dunkle, verkannte Talente aus der Verborgenheit hervorzuziehn, — unter vielen Liedern, die Christentum und Kirche rücksichtslos herabsetzen, sind die besten, klangvollsten Namen zu finden. Theodor Storm, Gottfried Keller, M. von Ebner-Eschenbach u. a. lassen deutlich die Züge moderner Negation erkennen. Es ist traurig zu beobachten, in welchem Lichte diesen Dichterseelen das Christentum erscheint. Keine Ahnung haben sie von der stärkenden und beseligenden Kraft des Evangeliums. Theodor Storm meint:

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in tüchtiger Männerfaust
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Ein andrer Dichter ruft seiner betenden Geliebten zu:

Doch mich laß nimmer ruhn, du meine Ruh!
Laß mich nach Wahrheit ringen, laß mich siegen.

Ein gläubiges Herz verträgt sich in den Augen dieser strebenden Geister nicht mit männlicher Thatkraft und heißem Wissensdurst. Jeder Kirchenglaube nimmt, wie sie meinen, die Vernunft gefangen. Dazu gähnt nach Gottfried Keller in den Gottesdiensten die frommen Seelen tötliche Langeweile an.

Die Gemeinde schnarcht so sanft,
Wie das Laub im Walde rauschet,
Doch wie eines Bächleins Faden
Murmelnd durchs Gebüsche fließt,
So die lange dünne Predigt
Um die Pfeiler sich ergießt.

M. von Ebner-Eschenbach vermißt an den Predigern des Evangeliums jegliche Liebe.

Die Milde suche nicht bei Gotteswort-Verkündern,
Entflohen ist sie längst. Wohin? — Zu großen Sündern.

Kein Wunder, daß sowohl gebildete wie einfache Leute sich von dem verdummenden und liebeleeren Kircheninstitute fernhalten. Arthur Fitger läßt einen Maurergesellen am Hochzeitstage sprechen:

Beim Pfarrer sind wir nicht gewesen;
Was ging sein Segensspruch uns an?
Wir sprangen dreimal übern Besen
Und hielten uns als Weib und Mann.

Der „neue Tanhäuser“ erklärt:

In das enge Haus von Stein
Wird uns keine Predigt locken.

Doch nicht nur das äußere kirchliche Band wird zerschnitten; auch jeder innere Zusammenhang mit dem Christentum wird gelöst. Die grundlegenden Wahrheiten des Evangeliums werden offen bekämpft.

Das Bild des Gekreuzigten ist dem feinen ästhetischen Sinne ein Ärgernis.

Jedem reinen Aug ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit,
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit. (Storm)

Wenn Eduard von Hartmann in der Philosophie die Demut als „sich selbst entwürdigenden Sklavensinn“ bezeichnet, so findet dieser Gedanke bei Haushofer einen verständnisvollen poetischen Wiederhall:

Der sie hat erfunden,
Der war der erste Knecht.
Und haben eine Tugend
Die Pfaffen sie genannt:
Beim Gott der deutschen Jugend —
Ich hab sie nie gekannt.

Solchem trotzigen Jünglingssinn ist natürlich auch der Glaube an die göttliche Vorsehung ein nichtiger Traum. Hieronymus Lorm spottet:

Aus Gottes Herzen ist die Welt entsprungen,
Aus seiner Liebe, seiner Huld Erscheinung!
So spricht die Katze, wenn ihr Fang gelungen —
Die Maus doch ist nicht ganz der gleichen Meinung.
Zwar täglich kommt ein frommes Buch heraus,
Doch niemals fand ich widerlegt die Maus.

Auch auf persönliche Unsterblichkeit kann der moderne Mensch nicht mehr hoffen; vom Standpunkte der hohen Weltmoral erscheint das Verlangen nach einem ewigen Fortleben als Unbescheidenheit.

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Anspruch auf Unsterblichkeit,
Die Zumutung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für ewige Zeiten aufzubewahren. (Leuthold)

So wird alles, was dem Christen hoch und heilig ist, in Trümmer geschlagen. Und welcher Wunderbau wird an Stelle des abgebrochnen Tempels errichtet? Vergebens späht der Blick umher. Furchtbare Leere überall. Kein neuer Dom ist zu sehen; nur öde Ruinen sind zu finden. Trotz aller fieberhaften Unruhe und Geschäftigkeit hat das stolze Geschlecht, das sich seiner Fortschritte rühmt, doch im letzten Grunde nichts Herzerfreuendes geschaffen. Die moderne Weltanschauung birgt keine eigentlichen Lebensfaktoren in sich; wohin sie dringt, verbreitet sie zuletzt überall Verzweiflung und Lebensmüdigkeit. Das zeigt sich vielleicht nirgends so deutlich, wie an der modernen Lyrik. In Werken der Wissenschaft lassen allgemeine Reflexionen des Verstandes die Stimmungen des Herzens selten laut zu Worte kommen. Bei Romanen und Dramen ist oftmals das stoffliche Interesse so stark, daß dadurch die zartern persönlichen Seiten ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Im Liede dagegen redet das Gemüt am unmittelbarsten. Hier offenbart sich das Lebensgefühl mit elementarer Gewalt; es kommt ans Tageslicht, was im „Labyrinth der Brust“ verborgen liegt. So bekundet auch die aus der modernen Weltanschauung hervorgewachsene Lyrik hell und klar, welche Grundstimmung im Menschen durch die Loslösung vom christlichen Glauben erzeugt wird. Ein trübseliges Bild zeigen beide Anthologien, sobald die Gedichte auf ihre Lebensfreudigkeit hin geprüft werden. Erschreckend ist die Anzahl der Lieder, über denen düstere Schwermut ausgebreitet liegt. Vielen unter ihnen entströmt ein Leichengeruch, der gesunden Menschen fast unerträglich ist. Wohl fehlt es nicht an Aufforderungen zu fröhlichem Genuß; aber die meisten dieser Ermahnungen klingen im Munde der „Modernen“ forcirt; es fehlt die naturwüchsige, naive Frische. Hinter der Weinflasche grinst immer wieder der Totenschädel hervor. Der Weisheit letzter Schluß läßt sich in die alten heidnischen Worte zusammenfassen: „Nimmer geboren zu sein, ist das Beste; doch wenn du lebst, ist das Zweite, dich schnell dahin wieder zu wenden, woher du kamst.“ So singt Hieronymus Lorm:

So lang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt:

„Dem selgen Nichts entstiegen,
Der ewgen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?“

Ein andrer Dichter ruft sich resignirt zu:

Harr aus, harr aus, trotz jeglicher Beschwerden,
Und wärs auch nur: am Grabesrand zu wissen,
Daß dieses Sein nicht wert, gelebt zu werden.

Arthur Schopenhauer ist daher der Weiseste der Weisen. Der „neue Tanhäuser“ feiert ihn mit überschwänglichen Worten; am Grabe des Philosophen legt er das Bekenntnis ab:

Laßt denn auch mich an diesem Heiligtum
Dies Blatt als Kranz von Immortellen weihn!

Ich kannte nur, leichtsinniger Geselle,
Des Epikuros Lust und Seligkeit,
Doch du hast mir gepredigt unsre Hölle
Und unsern Himmel, Buddha dieser Zeit.

* * *

Genug der unerquicklichen Klänge. Es ist hinreichend deutlich gezeigt, welche Kost viele moderne Dichter der Gegenwart vorsetzen. Wird die Speise allen Lesern gut bekommen? Berns Buch ist in zwölf starken Auflagen verbreitet. In wessen Hände sind diese Tausende von Exemplaren gekommen? In vielen Fällen gewiß in die Hände unsrer heranwachsenden Jugend. Daß das nach dem dargelegten Charakter des Buches nicht wünschenswert ist, bedarf kaum einer Erwähnung. So viel Schönes und sittlich Bildendes auch in der ebenso inhaltsreichen wie billigen Anthologie geboten wird, der Gesamteindruck ist ein durchaus verwirrender. Abgesehen davon, daß in die neue sehr veränderte Ausgabe bedauerlicherweise ein geradezu schlüpfriges Lied (von Liliencron) hineingekommen ist, sind doch auch die widerchristlichen und vor allem die pessimistischen Gedichte den Jünglingen unsrer Tage als geistige Nahrung sicher nicht zuträglich. Die ohnehin von Skeptizismus und Pessimismus genug angekränkelte moderne Jugend darf in dieser Neigung nicht durch die Lektüre von Liedern bestärkt werden, die einen Modergeruch an sich haben.

Anders werden sich reife Männer zu beiden Anthologien stellen können. Sie dürfen den Sammlern dankbar dafür sein, daß sie es ermöglichen, klaren Einblick in die geistigen Grundstimmungen unsrer Zeit zu gewinnen. Es ist nötig, offne Augen dafür zu haben, wie in der Gegenwart durch alle Poren zersetzende Einflüsse in die Volksseele hineinströmen. Wer die Gefahr nicht kennt, kann sie auch nicht wirkungsvoll bekämpfen. Ist dagegen der Feind erst scharf ins Auge gefaßt, braucht uns für den Ausgang des Kampfes nicht bange zu sein. Es ist ein Glück, daß die Gegner des christlichen Glaubens ihre letzten Ziele und ihr innerstes Wesen gegenwärtig ehrlich enthüllen. Zwar ist die Situation zunächst dadurch äußerlich verschärft, aber eine solche Verschärfung ist nicht vom Uebel. Wer Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, dem zeigen es die in der modernen Lyrik offen zu Tage tretenden pessimistischen Strömungen deutlich genug, wem die Zukunft gehört. Lebenskraft und Lebensmut gedeihen nur in der gesunden und reinen Höhenluft christlicher Weltanschauung, in der dumpfen Atmosphäre rein diesseitiger Lebensauffassung dagegen entwickeln sich geistiges Siechtum und Lebensüberdruß. Bn

---

Verschiedenes

(In Sachen der Pfennigpredigten) schreibt die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung: „Dem Herausgeber der Christlichen Welt sind eine Anzahl Stöckerscher Pfennigpredigten zugeschickt mit der Beschwerde, daß dieselben D. Harnack und Genossen bekämpfen sollen. Es kann sich höchstens dabei um eine einzige Predigt handeln, die polemisch gehalten war. Aber sie trifft gerade in dem polemischen Teil D. Harnack und seine Gesinnungsgenossen nicht. Wenn darin vom wüsten Unglauben und stumpfsinnigen Gottesleugnern geredet wird, wenn das Wort von dem mutwilligen Sündigen, für welches keine Vergebung ist, auf die

Stellung zum Glaubensbekenntnis angewandt wird, so kann man doch Stöcker weder den Fanatismus noch die Geschmacklosigkeit zutrauen, dergleichen von Männern zu sagen, die mit ihm in praktisch-kirchlicher Thätigkeit verbunden.“ — Aber das Volk, das durch Volksversammlungen und Sonntagsblätter über den Ansturm der D. Harnack und Genossen belehrt wird, deutet jene Wendungen anders, als der Verfasser der Predigten wünschte. Und das kann man den Leuten nicht übelnehmen. Im übrigen nehmen wir gern Kenntnis von der gegebenen Erklärung. R

(Druckfehler) In voriger Nummer, Sp. 1089, ist zu lesen: „Eben den einfältigen, schlichten seligmachenden Glauben zu schützen und als das Eine, was notthut, hell auf den Leuchter zu stellen, ist unsre Eine, hohe christliche Absicht.“

(Die Besetzung der theologischen Fakultäten) Der Evangelisch kirchliche Anzeiger von Berlin Nr. 45 stellt wieder einmal die jetzt und früher oft gehörte Forderung auf: „So kann es mit der Besetzung der theologischen Fakultäten nicht weiter gehen. Es müssen der Kirche an jeder Fakultät solche Lehrer zur Verfügung stehen, welche sie für das evangelische Bekenntnis erziehen.“ Vorher war von „der Ritschlschen Professorenschule“ die Rede, „die mit einem wahren Fraktionseifer so lange schon die theologischen Fakultäten unter dem Druck hält.“ Zur Steuer der Wahrheit sei hiergegen nur Folgendes bemerkt. Nicht darum beruft der preußische Kultusminister so selten Professoren nach dem Herzen des Evangelisch-kirchlichen Anzeigers, weil er sich dem Fraktionsdruck der Ritschlschen Professorenschule fügt, sondern darum, weil es unter den zur akademischen Laufbahn Vorbereiteten, unter den gelehrten Theologen von Ruf so wenige Vertreter jener Richtung giebt. Lassen wir einmal Preußen beiseite und sehen beispielsweise nach Jena und Erlangen. Wie schwer mag man in Jena einen tüchtigen Nachfolger für Lipsius finden. Ritschlianer soll er nicht sein — mit gutem historischem Recht —, und jüngere tüchtige Dogmatiker von Jenischer Richtung giebt es kaum. Oder wer wird einmal in Erlangen Frank ersetzen? Die Auswahl der jüngern Kräfte, die dafür zur Verfügung stehn, wird nicht groß sein. Vielleicht gefällt es dem Evangelisch-kirchlichen Anzeiger, einmal die Liste der bedeutenden Theologen nicht-Ritschlscher Herkunft zu nennen, die bei der Besetzung von Professuren in den letzten Jahren um ihrer Richtung willen Zurücksetzung erfahren haben! Eine Schule wie die Ritschlsche lebt vorläufig nicht von Fraktionskünsten, sondern von der Tüchtigkeit ihrer Vertreter. „Diese Theologie muß zurückgewiesen werden,“ schreibt in Nr. 260 der Reichsbote. Ich bin ganz einverstanden, sie mag ihre Zeit gehabt haben, neue Männer und neue Gedanken mögen auf den Plan treten: aber anders als durch geistige Arbeit, durch echte Wissenschaft kann sie doch nicht überwunden werden. Darum werden keine Resolutionen über die Besetzung theologischer Professuren den jetzigen Zustand um vieles ändern; weder der preußische Kultusminister noch Oberkirchenrat und Generalsynodalvorstand können die Gelehrten, nach denen sich der Evangelisch-kirchliche Anzeiger sehnt, aus dem Boden stampfen, sondern allein größere Anstrengung im theologisch-wissenschaftlichen Kampfe kann hier den Gegnern zum wirklichen Siege helfen. R

(Der Streit um das Apostolikum und der Evangelisch-soziale Kongreß) Wir entnehmen Folgendes den Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses: Seit Monaten wogt der Streit um das Apostolikum und regt die Herzen und Geister der evangelischen Christenheit auf. Eine Zeit lang schien diese allgemeine Erregung sogar so sehr ins Ungeheure gewachsen, daß sie über dem Gegensatze, der sich plötzlich zeigte, den Geist der Gemeinschaft zu bedrohen schien, durch den man sich bisher verbunden wußte. Damit war selbstverständlich auch die Existenz unsers Kongresses eine Zeit lang in Frage gestellt. Diese Gefahr erscheint heute jedoch völlig beseitigt. Der Verlauf der letzten Sitzung sowohl des Aktionskomitees als des weitern Ausschusses hat dies zu aller Anwesenden höchster Befriedigung deutlich erwiesen.

Der Gegensatz der beiden streitenden Parteien kommt, wenigstens auf Berliner Boden, in diesem Falle in den Namen Harnack und Stöcker am schärfsten zum Ausdruck. Beide Herren aber sind, wie wir unsern Mitgliedern und Freunden mit großer Freude mitteilen können, in der am 11. Oktober stattgehabten Ausschußsitzung einstimmig zu ihren bisherigen Aemtern wiedergewählt worden; Hofprediger Stöcker wird Mitglied des Vorstandes (zweiter Vorsitzender) und Professor Harnack Mitglied des engern Ausschusses des Aktionskomitees bleiben; beide haben auch sofort die auf sie gefallene Wahl bedingungslos angenommen, nachdem sie sich zuvor mündlich darüber verständigt hatten, daß der auf theologischem Gebiete entbrannte Streit zwar offen und rückhaltlos ausgetragen werden müsse, ihre gemeinsame Arbeit im Evangelisch-sozialen Kongresse aber nicht irritiren dürfe. Ebenso ist Landesökonomierat Nobbe als erster Vorsitzender, Kommerzienrat Metzenthin aus Brandenburg a. H. als Schatzmeister und Prediger Dr. Arndt als Schriftführer einstimmig wiedergewählt worden. Auch diese Herren haben die auf sie gefallene Wahl angenommen, und ebenso sind alle übrigen Herren des Aktionskomitees für weitere zwei Jahre Mitglieder desselben geblieben.

Die Haltung aller dieser Herren ist die Konsequenz der Voraussetzungen, unter denen sie und alle unsre Mitglieder aus den verschiednen kirchenpolitischen und theologischen Lagern sich zu unserm Evangelisch-sozialen Kongreß zusammengeschlossen haben. Keinem von denen, die in der Pfingstwoche 1890 zu dem ersten Evangelisch-sozialen Kongreß zusammengekommen waren, ist die oft geradezu entgegengesetzte theologische Position der einzelnen Teilnehmer unklar gewesen. Man hat auch nicht den leisesten Versuch gemacht, diese Gegensätze durch Verpflichtung auf eine Einigungsformel künstlich und äußerlich zu ver-

kleistern. Vielmehr hat man es von vornherein klar ausgesprochen, daß man nach wie vor alle vorhandnen theologischen und kirchenpolitischen Streitfragen in ernsthaftem Ringen, aber mit voller gegenseitiger persönlicher Achtung austragen wolle. Worin man sich aber völlig eins wußte und heute noch einig weiß, ist die Ethik des Evangeliums. Und sie immer kraftvoller, umsichtiger, sachlicher in das immer klarer erkannte Getriebe unsers wirtschaftlichen Lebens hineinzutragen, ist die Aufgabe, die man sich damals gestellt. Der „Fall Harnack" war für den Evangelisch-sozialen Kongreß also nur die erste, allerdings entscheidende Probe auf das Exempel, das man 1890 zu lösen begann. Und sie hat, mit herzlichster Freude sei es gesagt, die Richtigkeit der Rechnung glänzend erwiesen. Es hat sich in der That gezeigt, daß trotz aller Gegensätze in der wissenschaftlichen Auffassung und Begründung unsers Glaubens die Bewährung dieses Glaubens den großen praktischen Aufgaben der Gegenwart gegenüber uns doch immer wieder zu gemeinsamem Handeln zusammenführt. Daß das auch künftig so sein und unser Kongreß dafür ein leuchtendes Zeugnis bleiben möge, ist gewiß der Wunsch aller unsrer Freunde und Mitglieder.

(Zwei Beispiele des Fanatismus) Im Anhang meiner Schrift „Der rechte evangelische Glaube" habe ich als ein Beispiel des Fanatismus in den Reihen unsrer Gegner die Aeußerung eines rheinischen Geistlichen veröffentlicht. Sie ist inzwischen weit übertroffen durch folgenden Sonettenkranz, den das Pastoralblatt für den Konsistorialbezirk Kassel, das Organ des hessischen Pfarrvereins [!], in der Nummer vom 15. November veröffentlicht, unter der Ueberschrift: Was dünket euch um Christo? Wes Sohn ist er? Matth. 22, 41—45.

1

Glaubt ihr, was Harnack höhnend euch verkündet,
Warum ihm zujauchzt laut der Spötter Schar?
Hat er das Licht der Fackel erst entzündet,
Die unter Wahn bisher verborgen war?
Was Christus und die Seinen einst gegründet
Und was bestand an neunzehnhundert Jahr,
Bestand es nur, weil alle Welt verblendet
Nicht sah, was er doch sieht vollkommen klar?
Dann schließet schnell der Christustempel Pforten!
Zu lang schon dientet ihr dem falschen Schein.
Schwört nicht bei Christo, schwört bei dessen Worten,
Der in ihr Recht die Wahrheit setzte ein.
Ist Harnack euch das Licht der Welt geworden,
So muß er nun auch euer Heiland sein.

2

Ist Christus nur ein Mensch wie wir gewesen
Und nicht des ewgen Vaters ewger Sohn,
Sitzt nicht zur Rechten Gottes auf dem Thron,
Dem Vater und dem Geiste gleich im Wesen;
Mußt er im Grabe gleich wie wir verwesen,
Empfing er an dem Kreuz gerechten Lohn,
Ist Wahrheit seiner Feinde schnöder Hohn
Und Fabel, was wir in der Schrift gelesen:
Dann müßt ihr Judas den Verräter preisen,
Daß er sich um die Welt verdient gemacht,
Den frommen Hohenpriestern Ehr erweisen,
Die einen Lästerer ans Kreuz gebracht,
Dann nennt Pilatus fernerhin den Weisen,
Daß Recht und Wahrheit er so klug bedacht.

3

Die Völker stehen auf, die Heiden toben:
Laßt uns zerreißen dieses Knechtesband,
Das Priesterherrschsucht um die Seele wand,
Vorfabelnd uns ein Gottesreich dort oben;
Wir selbst sind Götter, hoch genug erhoben
Durch eigne Kraft und eigenen Verstand,
Wir brauchen keine fremde Helferhand,
Nur unsre Freiheit gilt es noch zu loben!
Die Thoren sprachens — und der Herr Herr lacht
Des Knabentrotzes eine gute Weile:
Wem stets zur Strafe in der Hand die Macht,
Der hat zur Rache nicht zu große Eile;
Kein Wunder braucht der Herr, denn mit Bedacht
Knüpft er sie fest in ihre eignen Seile.

Hierzu die Anmerkung: „Siehe »Kirchliche Nachrichten,« in diesem Blatt," unter welcher Ueberschrift dann die Eisenacher Erklärung mitgeteilt wird! Ich nenne das Fanatismus und erkenne damit das ehrliche Pathos des Dichters, da ich ihn von einer andern Seite nicht kenne, an; aber das ist eben das Beklagenswerte, daß er in seinem Glaubenseifer blind auf einen Glaubensfeind losschlägt, den er sich selbst zurechtgemacht hat! Mit solchen Ausbrüchen überwindet man uns nicht, sondern setzt man seine eigne Sache ins Unrecht!

Das andre Beispiel bietet eine Erklärung des Vorstandes der Chemnitzer Konferenz. Diese Konferenz umfaßt eine Minderheit von Geistlichen (und Laien) in der sächsischen Landeskirche, die einem strengsten lutherischen Konfessionalismus huldigt. Ihr Vorstand veröffentlicht eine unbegreifliche Erklärung (vgl. die Chronick). Ihr erster Satz lautet: „Alten Vorgängern folgend ist Herr Professor Harnack in Berlin offen in den Kampf gegen den Bestand der christlichen Kirche eingetreten." Später heißt es: „Was diese Herren da [in der Eisenacher Erklärung] ... als das »Wesentliche evangelischen Christentums« bezeichnen,

ist so zweideutig und sich selbst widersprechend, daß auch ein ausgesprochener Gegner des evangelischen Christentums damit einverstanden sein könnte". Man denke, auch ein ausgesprochner Gegner evangelischen Christentums kann damit einverstanden sein, daß es darauf ankommt, daß man im Leben und Sterben seine Zuversicht auf den Herrn Christus setzt! Das ist sich überstürzende Leidenschaft, die die Dinge nicht mehr zu sehen und zu hören vermag, wie sie sind. Und solche Erklärung konnte die Unterschrift eines so trefflichen Mannes wie des Pfarrers Dr. Eckardt in Lugau finden!

Es ist nicht schwer, diesem Grade von Feindschaft gegenüber die Ruhe zu bewahren. Aber einen tiefen Schmerz wird jeder unsrer Leser mit mir darüber empfinden, daß solche, die ernstlich Christen sein wollen, sich so wenig verstehen. Was folgt daraus für uns? Die heilige Pflicht, uns unsern Gegnern verständlich zu machen. In Schrift und Wort, vor allen Dingen aber durch die Praxis, durch unsre kirchliche Mitarbeit: so müssen sie zwingen unser Christentum anzuerkennen. Gott schenke uns dazu die rechte Kraft und Weise! R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Bitte um Hilfe!

Für e. fleißigen, begabten Cand. theol., der im I. Ex. steht, Anfänge eines Lungenleidens zeigt, aber, weil verwaist und gänzlich mittellos, nichts zur Abhilfe thun kann, durch e. Winterkur in Schreiberhau i. R. indes nach Aussage der Aerzte mit Gottes Hilfe Genesung erlangen würde, bitte ich herzlich mitleidige Seelen um e. baldige Beisteuer, damit er diese Kur noch im Dezember beginnen und mit der ihm bisher gänzlich fehlenden Schonung und Pflege durchführen könne.

Gaben nimmt entgegen und ist gern bereit Weiteres auf Anfrage mitzuteilen

Oelse bei Freiburg i. Schl. 17. Novbr. 1892. — E. Gebhardt, Pastor.

In J. Frickes Verlag, Nithack-Stahn & Richter, Halle a. S., erschien soeben:

Der Fund am Grundensee

Eine Erzählung aus dem Niederlausitzer Dorfleben
von
Johs. Schröder
Pastor zu Göhlen b. Neuzelle
Mark 2.—, eleg. geb. Mark 2.60

Das vorzügliche Buch ist zwar zuerst für das Volk geschrieben, eignet sich aber auch sonst ganz besonders als **Geschenk**, zumal es sehr hübsch ausgestattet ist. Wir empfehlen es jedermann für den **Weihnachtstisch.**

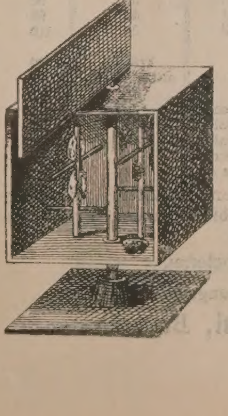
Soeben erschien:

Festbericht

über die Feier des 31. Oktober in Wittenberg
von Dr. **Ludwig Pietsch**
Mit sämtlichen Predigten nach den Original-Manuskripten
Preis 60 Pfg.
R. Herrosés Verlag, Wittenberg.

Eine Tochter aus guter Familie, deutsch und französisch sprechend, musikalisch gebildet, der Stenographie und Buchhaltung kundig, sowie mit Büreauarbeiten vertraut, sucht Stellung als **Haus- oder Gesellschaftsdame** in einer christl. Familie, zu Kindern; in einem **Geschäft**, oder als **Sekretärin.** Photographie zu Diensten.

Gefl. Offerten behufs mündl. oder schriftl. Nähertretens beliebe man unter J. Z. an die Expedition des Blattes zu richten.



Fütterungskasten für Vögel!

Fütterungskasten für Vögel! Allen Freunden der Vogelwelt empfohlen! Die Kasten drehen sich mit dem Winde, sodaß sie stets einen geschützten Zufluchtsort für die Vögel bilden, und das Futter nicht verschneien kann. Zu beziehen für $3^1/_2$ Mark vom Mechaniker

R. Wolf, Delitzsch.

Soeben ist im Verlage von **Peter Hobbing in Leipzig** erschienen: **Der Beruf der Frauen** und **ihre Stellung in der modernen Gesellschaft.** Von **Nils Hertzberg,** norweg. Staatsrat a. D. Bearbeitet und herausgegeben von **Julius Werner,** evang. Pfarrer. VIII und 208 S.

In Kalblederpapier brosch. **2 Mk.,** gebunden **2 Mk. 75 Pf.**

Keine neue Parteischrift, sondern vielmehr ein Buch, das zur Aufklärung über die Geschichte und das Wesen der weltbewegenden Frauenfrage und der Emanzipationsbestrebungen, zur Erkennung ihrer Bedeutung für unser ganzes soziales Leben, zur Abgrenzung der Pflichten und Rechte der Frau und zur Charakterisirung der Bewegung, vom christlichen Standpunkte dienen soll.

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

a. o. Prof. Dr. Paul Mehlhorn

Heidelberger Universitätspredigten.

gr 8°. VIII, 260 Seiten. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.40.

Man denke nur nicht, dass diese Predigten, weil Universitätspredigten und vor Studenten gehalten, zu hoch sind; sie sind vielmehr wahrhaft populär im edelsten Sinne des Worts und von mächtig erbauender Kraft.

(Evangelischer Gemeindebote.)

„Wir empfehlen diese Predigten Allen, die aus dem harten Kampf und Streit des alltäglichen Lebens sich immer wieder zurücksehnen nach der heiligen Stille in Gott, besonders aber jungen Theologen, die daran lernen können, wie man das alte und doch ewig junge Evangelium in neuen Zungen verkündigt."

(Prof. Dr. Berger-Ehrenhain.)

Zum Verteilen an Jung u. Alt:

Zwanzig Weihnachtshefte

der Schillingsbücher

Mit farbigem Umschlag, illustrirt, in hübscher Enveloppe 1 Mk. 60 Pf.

5 Serien m. 100 Heften 7 Mk.

Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg

Als Lehrling kann gut empfohl. junger Mann aus geacht. Familie mit Gymnas.- oder Realschulbildung Ostern 1893 **unter günstigen Beding.** in meiner Buchhandlung eintreten. **Alfred Lorentz, Leipzig,** Kurprinzstraße 10

Cand. theol. mit guten Zeugnissen und Empfehlungen sucht per 1. Januar 1893 Stellung als **Hilfsprediger oder Hauslehrer** Offerten erbeten unter W 355 Soest i. W. postlagernd.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
$^1/_{10}$	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
,,	**Hertha**	mittel voll	do.	40
,,	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
,,	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
,,	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
,,	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kraftig	53
$^1/_{10}$	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas .	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
$^1/_{10}$	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
,,	**Figaro** (25 St. Bunde) . .	Brevas	mittelkräftig	60
,,	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
,,	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
$^1/_5$ = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia . .	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
$^1/_{20}$	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
$^1/_{10}$	**Carolina**	mittel schlank	mittelkräftig	72
,,	**Juanita**	mittel voll	do.	80
,,	**Salud**	do.	do.	90
$^1/_{20}$	**Vera**	gross voll	do.	95
,,	**Amistad** (mit Ringen) . .	mittel voll	do.	105
	Havana:			
$^1/_{10}$	**Corona de Cuba,** Galanes .	klein	kräftig	90
$^1/_{20}$	**do.** Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
,,	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
,,	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
,,	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
$^1/_{10}$	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
$^1/_{20}$	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter $^1/_{20}$ Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1367. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 46: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Einweihung der Wittenberger Schloßkirche; Zur Symbolfrage; Statistische Notizen aus der Württembergischen Landeskirche; Der Pfarrverein der protestantischen Kirche Bayerns d. d. Rheins; Wissenschaftliche Arbeit in Bayern; Leichenverbrennung; Religionsunterricht; Münchner Gemeindevertretung; St. Sebalduskirche in Nürnberg — Evangelische im Auslande: Die Konferenz der deutsch-evangelischen Pfarrer Italiens; Aus der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten; Eine Pflicht gegen Auswanderer nach Amerika — Römische Kirche: Von Papst Leo XIII.; Die Abberufung des Herrn von Schlözer; Die päpstliche Kolumbusfeier; Denkmal Kardinal Massaias; Bayrisches Konkordat; Der katholische Kongreß Italiens; Für das Bischofsjubiläum des Papstes; Das Grabdenkmal Pius IX.; Förmlicher Boykott; Polnischer Patriotismus — Innere Mission. Soziales. Heidenmission: Missionsfest in Nürnberg; Hauptversammlung des Schlesischen Sonntags-Schulverbands; Neue Trinkerheilanstalten; Generalversammlung des Vereins für Arbeiterkolonien in Bayern; Eine Enquete des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die bayrische evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft für Ostafrika; Mission unter den Juden — Verschiedenes — Personalien

Nr. 47: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Kurhessische Landessynode; Zur Symbolfrage; Der Fall Längin; Die Feier des 75jährigen Jubiläums des Wittenberger Predigerseminars; Die Versammlung der Delegirten der siebzehn deutschen Pfarrvereine; Der neue Buß- und Bettag; D. Brückners Abschiedswort; Parochialteilung — Römische Kirche: Fürsterzbischof Kohn; Katholikenversammlung zu Straßburg; Ernennung Majunkes zum Schulinspektor — Gustav-Adolf-Verein. Innere Mission. Heidenmission: Aus dem Rechenschaftsberichte des schwarzburg-rudolstädtischen Hauptvereins; Vom Straßburger Diakonissenhaus; Zum Trunksuchsgesetzentwurf; Aus dem Jahresbericht des evangelisch-lutherischen Missionsvereins für Thüringen; Leipziger Mission; Jubiläum der norwegischen Missionsgesellschaft; Die China-Inlandmission; Aus dem Jahresbericht des Quäker-Missionsvereins; Vom Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande; Der Jerusalem-Verein — Verschiedenes: Urkunden des ersten Christentums

---

Evangelisch-soziale

Zeitfragen

mit Unterstützung

des

Aktionskomitees des Evangel.-sozialen Kongresses

Herausgegeben

von

Lic. Otto Baumgarten

a. o. Professor der Theologie in Jena

I. Reihe:

Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

II. Reihe:

Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage

In Serien von 10 Heften zu 50 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Geschenkbücher aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden Mk. 30.—, 10 Halbfranzbdn. Mk. 45.—, 10 Liebhaberbänden Mk. 60.—, 10 Lederbänden Mk. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbdn. Mk. 22.50, 5 Liebhaberbänden Mk. 30.—, 5 Lederbänden Mk. 40.—

Die schönste Ausgabe

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

besorgt von den Professoren Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mk., in 6 Halbfranzbänden 42 Mk.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 Mk., in Leinwand geb. 6 Mk.
Dramen. Ein Band broschirt 6 Mk., in Leinwand geb. 7 Mk.,
Dramenfragmente. Ein Band brosch. 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.,
Studien. Zwei Bände broschirt 8 Mk., in Leinwand geb. 10 Mk.,
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4 Mk.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage

Herausgegeben von Gustav Wustmann

Preis in Damastband Mk. 6.50, in Atlas oder Kalbleder 11.50 Mk.

Sang und Klang

Ein Hausschatz deutscher Lyrik

Herausgegeben von

Dr. F. A. Krais

(Im Wechsel der Tage — Der Liebe Lust und Leid — Flut und Ebbe des Lebens — Allerlei Humor — Bilder und Gestalten — Beschauliches und Erbauliches)

Über 600 Seiten. Gebunden in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Balladenbuch

Die schönsten deutschen Balladen, Romanzen, Stimmen der Sage und Geschichte und poetischen Erzählungen

Herausgegeben von

Dr. F. A. Krais

Über 600 Seiten. Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk.; in Satin mit Goldschnitt 7 Mk.; in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Vaterlandslieder

Die Dichtung der deutschen Träume und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts

Herausgegeben von

Dr. E. Heyck

(Befreiungskriege — Aus der Kriegszeit bis 1840 — Drang- und Sturmjahre — Die Jahre der Ermattung — Der französische Krieg und das neue Reich)

600 Seiten. Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk. in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Geistliche Lieder

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister

Herausgegeben von

Professor Dr. H. Kretzschmar, Paul Stöbe und Konsistorialrat H. Ahlfeld

Gegen 700 Seiten. Gebunden in Kaliko mit Rotschnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 7 Mk., in Atlas oder Kalbleder 12 Mk.

Citatenschatz

Geflügelte Worte und Sentenzen

Auf Grund von Zeuschners Citatenschatz vollständig neu bearbeitet

von

Dr. Hans Nehry

Ueber 600 Seiten. Gebunden in Kaliko mit rotem Schnitt 6 Mk., in Satin mit Goldschnitt 6.50 Mk., in Atlas oder Kalbleder 11.50 Mk.

Kleine Frauen

Von

Luisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite revidirte Auflage. — 36 Bogen. —

Gebunden Mk. 6.—

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. Mk. 4.50

Schön in Leinwand geb. Mk. 5.50

In Atlas gebunden Mk. 10.—

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Brosch. Mk. 2.50, eleg. geb. m. Goldschn. Mk. 4.—

Neuigkeiten aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark. gebunden 3 Mark

Der Zweck des Buches ist, zu zeigen, daß Luftschlösser wie die, nach denen jetzt die Sozialdemokraten jagen, in allen Zeitaltern und Jahrhunderten den Menschen vorgegaukelt worden sind. Immer wieder tritt das Wahnbild des kommunistischen Staates auf, mit dem das goldne Zeitalter herbeigeführt werden soll, das die Menschheit aus den Unzulänglichkeiten der realen Welt zu ungetrübtem, glückseligem Dasein führt, und immer wieder erweist es sich als ein Traum, immer wieder führt der Versuch der Verwirklichung dieses Traumes zu der grausamsten Enttäuschung und zum erschütternden Verderben der Schwärmer, die ihn wagen.

Es kann nichts Lehrreicheres und Ernüchterndes geben als den Nachweis, daß dies vergebliche Haschen nach etwas Unerreichbarem, für das äußere Leben des Menschen nie zu Erringendem sich zu allen Zeiten wiederholt hat, daß nicht nur die Utopie der Sozialdemokraten ein uralter Irrwahn ist, sondern daß auch alle Bellamyaden unsrer Tage schon dagewesen sind, und oft in tieferer und bedeutenderer Form.

Diese Dichtungen vom besten Staate, von Platon an, und seine Verwirklichungsversuche führt uns die Schrift vor. In knapper und klarer Darstellung werden uns die Ideen und die wesentlichen Umrisse der Schriften der verschiedenen Jahrhunderte und Völker wiedergegeben oder der Verlauf der versuchten Staatenbildung geschildert; das Ganze giebt ein so merkwürdiges, eine so eindringliche Lehre predigendes Bild, eine solche Klarheit über die Grenzen des Möglichen und für Menschenwitz Erreichbaren, daß das Buch große Wirkung auf die Geister haben und Segen bringen muß. Es ist nicht für die Gebildeten allein bestimmt, für die es — in allen Ständen, für Gelehrte und Nichtgelehrte, für Juristen und Nationalökonomen, Philologen und Historiker, Theologen und Politiker gleichermaßen — des Interessanten und Wissenswerten genug bringt, sondern auch für größere Kreise des Volkes. Die politischen und die Volksbildungsvereine sollten sich die Verbreitung des Buchs angelegen sein lassen. Insbesondere sollte die akademische Jugend darauf aufmerksam gemacht werden.

Bilder aus dem Universitätsleben

von einem Grenzboten

Der alte Korpsstudent — Das Hohenzollernlied — Die Studentin — Pedell Papendick — Der Landpfarrer — Der jüdische Student — Die Wahlschlacht — Eine Studentenaufführung

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Die Bilder haben bei ihrem Erscheinen in den Grenzboten besonders gefallen. Sie sind alle nach dem Leben gezeichnet. Düstere und heitere Zeitfragen, die alle Welt beschäftigen, spielen in die in vollendeter Sprache und mit feinem Kunstverständnis geschriebnen Erzählungen hinein oder bilden dazu den festen Hintergrund.

Es ist ein sehr nettes Weihnachtsbändchen insbesondere für die akademisch gebildeten Kreise; aber auch die allgemeinen Kreise der Gebildeten, die Frauen ebenso wie die Männer, werden Freude und Genuß an dem von echtem Humor durchzognen Bändchen haben.

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

Von

Charlotte Niese

Preis elegant und zierlich gebunden 3 Mark

Inhalt: Unsere kleine Stadt — Tante Feddersen — Was Mahlmann erzählte — Diebesrache — Der Stadtmusikus — Großvaters Schreiber — Uebers Wasser — Krambambuli — Blasse Rosen — Tanzstunde — Poltern — Das Erlebnis des Stuhlwagens — Jahrmarkt und Theater — Allerhand Politisches.

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1901 bis 1912

von

Emil Gregorovius

Broschirt 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

Von

Carl Jentsch

Preis gebunden 4 Mark 50 Pf.

Das Buch will versöhnend wirken, indem es die Vertreter der verschiedenen politischen, kirchlichen und sonstigen Parteien einander verstehen und sich gegenseitig gerecht werden lehrt. Die Erklärung der großen weltgeschichtlichen Veränderungen wird nirgends aus philosophischen Voraussetzungen herausgesponnen, sondern überall aus der lebendigen Wirklichkeit geschöpft. Die anziehende, eine Fülle außerordentlich interessanter Belehrung bietende, nirgends trocken dozirende, sondern überall lebendige Gestalten vorführende und dabei klare, leicht verständliche Darstellung macht das Buch zu einer ebenso genußreichen wie wertvollen Lektüre für alle Gebildeten, während es zugleich den am öffentlichen Leben beteiligten Männern wichtige praktische Wahrheiten zu beherzigen giebt. Es schließt mit einem Ausblick auf die gewaltigen und erhabenen Aufgaben, die dem deutschen Volke winken.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden Mk. 3.60

Inhalt: Der Herr Paragraphendirektor — Gustav Schwamm alias Neumann alias Zeidler — Eine Seeschlange — Eine offne Frage — Du sollst nicht stehlen — Arme reiche Leute — Die Pflaumendarre — Die Historia von der ewigen Schulbank — Die Pickwickier — Die Pfarrwahl — Der Oberlehrer — Wohltätigkeitsindustrie — Die notleidende Zuckerfabrik — Das Gaufest — Die Krone der Vortrefflichkeit — Nervöse Leute — Gradus ad Parnassum — Die Masern in Groß-Rüblingen — Eine musikalische Stadt — Höhere Musik — Das Backhaus — Die Geschichte vom Buckel.

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

Von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden Mk. 2.—

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Preis brosch. Mk. 1.—

Die Judenfrage eine ethische Frage

von

Leopold Caro

Preis broschirt 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig